3 1761 04281 5357

Peez, Alexander von
Europa aus der Vogelschau

D
359
P4
1916

Europa
aus der Vogelschau

Politische Geographie,
Vergangenheit und Zukunft

*

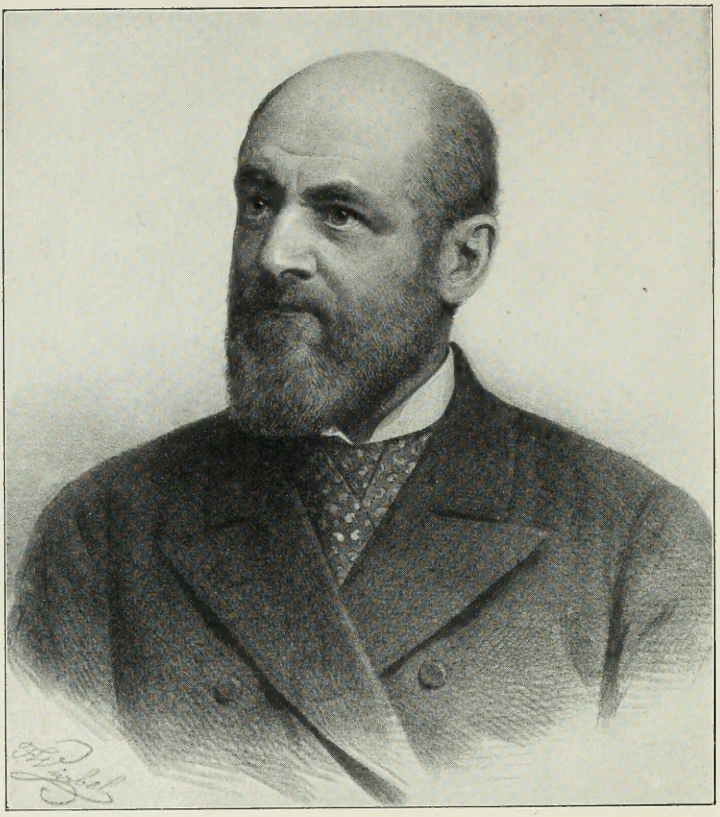
Zeitgemäßer Neudruck
der gleichnamigen Studie von

Alexander von Peez
Mitglied des österreichischen Herrenhauses

*

Mit Bildnis und biographischer Skizze

Wien und Leipzig 1916
Manz-Verlag



Dr. A. Piez

Europa
aus der Vogelschau

Politische
Geographie, Vergangenheit und Zukunft

Zeitgemäßer Neudruck der
gleichnamigen Studie von

Alexander von Peez
Mitglied des österreichischen Herrenhauses

Mit Bildnis und biographischer Skizze

Wien und Leipzig 1916
Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung

UNIVERSITY OF TORONTO
AUG 10 1973
D
359
P4
1916

Das Recht der Übersetzung in andere Sprachen ist vorbehalten.

Buchdruckerei der Manzschen k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung in Wien.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Lange bevor das Schiff der Lüfte zu einem gehorsamen Werkzeug des menschlichen Geistes geworden und kühne Piloten, zwischen den Wolken streifend, weite Landschaften mit einem Blick übersehen konnten, hat Alexander Peez, gleich hervorragend als Nationalökonom und Geschichtskenner, aus ätherklarer geistiger Höhe die Staaten und Völker Europas geschaut und die Ergebnisse seiner Beobachtungen in einem reizvollen Aufsatzzyklus niedergelegt, welcher 1889 in der Münchener „Allgemeinen Zeitung", Nr. 129 u. ff., erschienen ist. Obwohl seither über ein Vierteljahrhundert vorübergerauscht ist, und in unseren Tagen der fürchterlichste aller Kriege anscheinend die Welt aus den Angeln gehoben hat, liest sich das mit außerordentlicher Kenntnis der Vergangenheit und seherhaftem Blick in die Zukunft geschriebene Werkchen „Europa aus der Vogelschau" wie ein Erzeugnis von heute, und so erfüllen wir eine Ehrenpflicht, wenn wir es mit ganz geringfügigen Änderungen der Öffentlichkeit in zweiter Auflage übergeben, an Stelle des Verfassers, welcher am 12. Jänner 1912 in Weidling bei Wien hochbetagt aus einem schaffensfreudigen Dasein abgerufen worden ist.

Alexander Peez stammt aus einer Familie, die eineinhalb Jahrhunderte unter dem milden Krummstabe der Kurfürst-Erzbischöfe von Mainz Dienste geleistet und gleichzeitig manchen Mann der Feder hervorgebracht hat. Auch sein verdienstvoller Vater, der Schöpfer des Weltbades zu

Wiesbaden, hat einen Stoß von wertvollen Büchern hinterlassen. In dem Sohne gesellte sich die medizinische Auffassung des Vaters zu einer eigenen, auf tiefen Studien und jahrelangen Reisen aufgebauten, nationalökonomisch-historischen Weltauffassung und befähigte ihn, wie wenig andere die Erscheinungen von Gesundheit und Krankheit am Körper von Staaten und Völkern festzustellen. In vielen der von ihm hinterlassenen 350 größeren und kleineren Schriften finden sich wohlgemeinte Ratschläge zu Verbesserungen, sie wurden damals nicht immer gern gehört und haben ihn nicht beliebt gemacht; aber die unbefangene Nachwelt erkennt dankbar den Scharfblick und die gute Absicht des mutigen Mannes an. Das größte Verdienst von Alexander Peez besteht darin, daß er in Österreich-Ungarn, das auf dem besten Wege war, sich dem von England in rosigen Farben an die Wand gemalten Ideale des Freihandels zu ergeben, in Wort und Schrift das Verständnis für den Vorzug gemäßigter Schutzzölle weckte und die industriellen Körperschaften, sowie die Beamtenschaft für deren Einführung gewann: nach langjährigem Streit errang die durch ihn vertretene Anschauung den Sieg. Heute dürfen wir uns mit Recht fragen, ob Österreich-Ungarn im stande gewesen wäre, ohne die durch den Schutzzoll zu neuem Leben geweckte Industrie und deren Geldkraft sich in den Friedensjahren militärisch vorzubereiten und nunmehr den tausendfältigen Anforderungen des wild einherstürmenden Weltkrieges zu entsprechen.

Die großen Zusammenhänge zwischen Nationalökonomie und Weltgeschichte waren Alexander Peez klar, aber auch die weniger auffälligen Gebiete des volkswirtschaftlichen Lebens verfolgte er mit liebevoller Sorgfalt. Er wiederholte ungezählte Male, daß zwischen Industrie und Landwirtschaft, zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein wohlwollendes Verhältnis gegenseitiger Unterstützung walten müsse. Er

warnte in lebensvollen Schriften vor den seitens Amerikas und Großbritanniens drohenden Gefahren, er schilderte die Vorteile einer innigen Beziehung zum Deutschen Reich und zum Orient und war als ausgesprochener Deutscher ein gut österreichischer Patriot, indem er an der Hand seiner geschichtlichen Forschungen feststellte, wie sehr sein Volk und die Dynastie Habsburg-Lothringen aufeinander angewiesen sind und daß es auf ewige Zeiten Beruf der österreichischen Deutschen sei, dem angestammten Herrscherhause im Sinne der Ahnentreue Gefolgschaft zu leisten.

Durch mehrere Dezennien dem österreichischen Reichsrate angehörend, war Peez einer der Veranlasser der interparlamentarischen Kommission und richtete im Juni 1907 an den Haager Friedenskongreß in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" einen bemerkenswerten Appell unter dem Titel „Moderne Amphiktyonen" mit einer Menge von wohlgemeinten und bedeutsamen Vorschlägen.

„Das Vorgehen der Leiter der öffentlichen Meinung von Hellas war eine kluge Umgehungstaktik. Mit Ausnahme eines kurzen, rasch als verderblich erkannten Zwischenfalles mieden sie jeden gewaltsamen Zwang oder auch nur den Versuch eines solchen und ließen unter den einzelnen Staaten keine irgendwie feindselige Gesinnung und Parteiung aufkommen. Sie erkannten aber ihre Hauptaufgabe, Friedensstimmung und Freundschaftsgefühle zu verbreiten, Kriegsursachen seltener zu machen, den Krieg, wo er unvermeidlich war, seiner ärgsten Härten zu berauben."

Bei den Weltausstellungen zu Paris 1867 und Wien 1873 wurde Alexander Peez mit amtlicher Berichterstattung beauftragt, zur Eröffnung des Suezkanals 1869 war er als amtlicher Berichterstatter ernannt, leider hinderte ihn damals Krankheit, dem Rufe zu folgen. Bei der Errichtung und dem Ausbau der mustergültigen österreichischen Postsparkasse wurde sein Rat verlangt, an der Schaffung des aus-

gezeichneten Eisenbahnwesens in Nordböhmen wirkte er tätig mit. Das Schiffahrtswesen half er auf feste Füße stellen. Mehr als ein halbes Dutzend Aktiengesellschaften haben den guten Juristen und erfahrenen Fabriksherrn in ihre Verwaltung berufen. Die vornehmste der industriellen Körperschaften Österreichs hat ihn zu ihrem Ehrenpräsidenten gemacht. Kaum ist in politischer oder kommerzieller Beziehung ein Ereignis von Tragweite eingetreten, zu dem er nicht in einem Aufsatze oder Vortrage Stellung genommen hätte. Unzählig sind die Anregungen, welche sein nimmermüder Kopf erteilte.

Und mitten in des Lebens Mühen erquickte er sich immer wieder von neuem an einer, von Einseitigkeit losgelösten Beobachtung des Lebens und der Bedürfnisse des Volkes; was er darüber geschrieben (u. a. vier Hefte „Erlebt. Erwandert"), gehört zu den verläßlichsten und anziehendsten Darstellungen unserer Tage. Solche Skizzen verarbeitete er wiederholt mit Zuziehung geographischer und geschichtlicher Elemente zu historischen Landschaftsbildern, bei welchen man die Gerechtigkeitsliebe des seltenen Mannes bewundern muß.

Auch „Europa aus der Vogelschau" ist nichts anderes als ein geschichtliches Landschaftsbild im großen, zu welchem die Farben aus der Volkskunde geholt sind. Bei dem ersten Erscheinen im Rahmen der Münchener „Allgemeinen Zeitung" hat sich die Arbeit die Sympathien des großen Publikums im Sturm erworben; es ist also alle Hoffnung vorhanden, daß sie ihm heute noch treu geblieben sind. Wiederholt ist in der Publizistik und von literarischen Feinschmeckern der Wunsch nach einem Neudrucke geäußert worden — möge ihm nun, da er da ist, ein voller Erfolg beschieden sein!

I.

Unsern Weltteil aus der Vogelschau von St. Helena betrachtend, brach ein wegen hartnäckiger Friedensstörung verbannter Imperator in die mißmutigen Worte aus: „Euer altes Europa ist mir verächtlich.“ Seitdem haben insbesondere Panslawisten und Panrussen den Satz vom alternden Europa in hundert Büchern und Tausenden von Leitartikeln wiederholt, und aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika antwortete bisweilen ein zustimmendes Echo. Ist jener Satz wahr? Auch eine vollkommen kühle Beobachtung wird in den beiden Aufgaben, die an die Manneskraft der Völker die höchsten Ansprüche stellen, im Krieg und in der Arbeit, schwerlich ein Nachlassen, ein Zurückbleiben der Europäer nachweisen können, und gerade in den letzten großen Kriegen haben die europäischen Völker, ob Sieger oder Besiegte, ein kaum jemals übertroffenes Maß von Energie und Todesverachtung gezeigt. Wo wäre denn da ein „altern“ zu entdecken? Aber für die Panslawisten handelt es sich vielleicht nicht so sehr um „altern“, sondern um „erben“. Man weiß, wie leicht ein eiliger Erbe bei dem vermeintlichen Erblasser hippokratische Züge wahrnimmt. Der Besitz, die Machtstellung, der Reichtum, die überlegene Bildung, der Einfluß des mittleren und westlichen, kurz gesagt, des eigentlichen Europa, sind ein Gegenstand der Mißgunst für Konkurrenten, die, nicht zufrieden damit, daß sie täglich und stündlich von der tausendjährigen Arbeit

Europas durch bloße Übertragung fast mühelos Nutzen ziehen, sich in eine feindselige Stimmung gegen ihre geistige Mutter hineingeredet haben.

Die ganze Fabel vom „alternden" Europa wäre gar nicht entstanden, wenn nicht die Zerklüftung des Weltteils dazu Anlaß gegeben hätte. Die Uneinigkeit, die greisenhaften Zänkereien unter den europäischen Völkern haben Erbschaftshoffnungen erweckt. In Rußland und auch in den Vereinigten Staaten hielt man die Europäer für unfähig zu einem friedlichen Zusammenleben und sagte ihnen eine gegenseitige Aufreibung voraus, wie sie im alten Griechenland stattgefunden habe.

Was ist daran Wahres? Gibt es eine europäische Gemeinschaft? Worin liegen die einigenden Bande? Oder wäre die Zerklüftung das innerste Gesetz des Weltteils? Gibt es nach Geographie, Anthropologie und Geschichte ein „Europa" oder nicht? Eine Prüfung und Beantwortung dieser Fragen, die nicht von dem einzelstaatlichen, sondern vom europäischen Standpunkte ausgeht, erscheint vielleicht gerade im gegenwärtigen Augenblick nicht als ganz nutzlos.

Europa ist dreimal kleiner als Afrika und fünfmal kleiner als Asien; da es überdies in unmittelbarer Nähe dieser Ländermassen liegt und mit Asien in breitem Gürtel zusammenhängt, so begreift sich, daß an der Schwelle unserer Geschichte der Streit steht: ob Europa ein eigener Weltteil sei oder nicht? Alexander v. Humboldt bezeichnet Europa als einen Teil Asiens „wie die Bretagne ein Anhängsel von Frankreich ist"; er nennt Europa „die Westhalbinsel Asiens", Peschel „die Alpenhalbinsel Asiens". Erst wenn der rein geographische Standpunkt zurücktritt und neben der Erdfläche die einzelnen Länder in ihrem reichgegliederten Zusammenhange betrachtet und ferner die Geologie, die Pflanzen- und Tierwelt, die Anthropologie, die Geschichte zu Rate gezogen werden — dann tritt die Selbständigkeit

Europas in voller Klarheit hervor. In diesem Sinne sagt Kirchhoff: „Europa ist ein in sich geschlossenes System von Ländern, folglich ein eigener Erdteil.“ Vor allem aber ist der Satz entscheidend: Europa ist ein eigener Weltteil, weil es die Heimat der Europäer ist.

Nichtsdestoweniger haben Asien und Afrika auf Europas Geschichte den weitestgehenden Einfluß geübt. Der vielgeteilte Leib Europas wird von diesen massigen Körpern überragt und überschattet. Sie liegen uns zu nahe, als daß nicht beständige Wirkungen und Gegenwirkungen hätten stattfinden sollen. Besonders gilt dies von Asien. Auf seiner ganzen breiten Ostgrenze stößt Europa an Asien, geht meist unmerklich in Asien über. Eine zweite, nicht minder wichtige Verbindung zwischen Europa und Asien besteht im Südosten, wo die Balkanhalbinsel nur durch zwei schmale Meerengen von Kleinasien geschieden ist. Eine eben solche Meerenge trennt im Westen die Pyrenäische Halbinsel von Afrika.

In der Gegenwart erscheint Europa mit Asien enger verbunden als mit Afrika. Aber es gab vielleicht eine Zeit, wo dies umgekehrt war; wo ein mächtiges Wasserbecken, vom Aralsee bis zum Polarmeer reichend, die russischen Ebenen überflutete. Jedem Kenner der alten Schriftsteller wird aufgefallen sein, daß die letzteren, indem sie von der Mäotis reden, ein sehr viel ausgedehnteres Gewässer im Sinne haben, als das heute unter dieser Benennung verstandene Asowsche Meer. Strabo, Mela, Plinius und Dionysius Periegetes glauben an einen Zusammenhang der Mäotis mit dem Polarmeer. Es sind Andeutungen vorhanden, daß die Römer auch größere Teile Mittelasiens als von der See bedeckt ansahen. Jornandes in seiner Erzählung vom Einbruch der Hunnen berichtet, daß hunnische Jäger bei einem Jagdzuge in den Sümpfen der Mäotis auf eine Hirschkuh stießen und, der letzteren folgend und in das Innere der Sümpfe weiter und weiter vordringend,

eine Furt fanden; letztere führte sie in das westlich der Mäotis gelegene Europa, wo sie „eine andere Welt" (alium mundum) entdeckten; vorher habe die Mäotis für so unzugänglich gegolten, wie das Meer. Diese Erzählung des Jornandes ist ohne Zweifel irrig; die Geschichte und die neuere Anthropologie haben das Vorhandensein turanischer Völker in Europa schon vor den Hunnen nachgewiesen. Aber gleichwohl mag jenen Berichten ein Korn Wahrheit zu Grunde liegen, indem Jornandes vielleicht nur ältere gotische Sagen erneuert und auf den letzten Hunneneinbruch übertragen hat. Die moderne Naturforschung scheint jene dunklen Erinnerungen der Völker zu bestätigen. Wie Skwärzow nachwies, zeigen diesseits und jenseits der russischen Einsenkung, in welcher man die Grundlinie der alten großen Mäotis vermutet, noch heute, ungeachtet der späteren Vereinigung, Pflanzen- und Tierwelt ein ganz verschiedenes Gepräge.

Nicht minder wahrscheinlich, als die einstige Scheidung Europas von Asien, ist der ursprüngliche Zusammenhang unseres Weltteils mit Afrika. Nach Bourguignat stammen alle an den nördlichen Abhängen des Atlas gefundenen Mollusken von der iberischen Halbinsel her. Nach Klima, Erdbau, Pflanzen und Tieren steht das afrikanische Küstenland nördlich des Atlas unserem Weltteile weit näher als dem Innern Afrikas; es liegt in der Regenzone der westlichen Passatwinde, ist ein Weinland und sogar ein Kornland und teilt mit dem südlichen Europa die wichtigsten Laubhölzer und Fruchtbäume. Genau so wie im Osten Kleinasien zu Asien, ist im Westen die Nordküste Afrikas, das „Libyen" der Alten, ein Übergangsland zu Afrika.

Und alles, was in dieser Hinsicht die Erdkunde sagt, hat die Geschichte reichlich bestätigt. Das Mittelmeer, um welches, nach dem malerischen Ausdrucke Platos, „die Völker saßen, wie die Frösche am Sumpfesrande", war keine Schranke, sondern ein alle verbindendes Lebenselement. Das Angesicht

der klassischen Welt war gegen Asien und Afrika gewendet. Griechen und Römer zeigen lange Zeit hindurch wenig Interesse für ihre Landnachbarn im Norden. Lange Zeit hindurch erscheinen sie, ungeachtet ihres überwiegend nordischen Blutes, fast wie asiatische Ansiedlungen, am Südhange Europas angeheftet. Durch deutsche Kriegerscharen aufgeschreckt, haben erst Marius und Julius Cäsar den Blick nach Norden gewendet und den Kern Europas entdeckt. Erst mit der Eroberung Galliens durch Cäsar, später mit dem Christentum und der Niederlassung germanischer Stämme als herrschender Klasse in Gallien, Italien und Spanien, sowie mit Entstehung und Ausbildung der byzantinischen und römischen Kirche, des fränkischen, später deutschen Kaiserreichs, beginnt und vollzieht sich die Verschmelzung Nordeuropas mit den südlichen Halbinseln, bildet sich ein gemeinsamer Kulturkreis, entsteht Groß-Europa, Ganz-Europa, und bereitet sich zu der entscheidenden Rolle vor, die ihm die Neuzeit zuwies.

Ganz-Europa hebt sich mit scharfen Umrissen aus der Atlantis. Zwei mächtige Arme schlingt der Ozean um und durch Europa, und indem er in solcher Weise den Weltteil zu einer auf drei Seiten von Salzwasser umflossenen Halbinsel macht, bot er von jeher den europäischen Völkern leichten Zugang zur See, gewährte ihnen also schon in frühester Zeit das wichtige Salz und (durch Fischerei) eine sonst für größere Volksmengen nicht leicht zu beschaffende Nahrung aus dem Tierreiche, eröffnete ihnen die Bahn zu Seefahrt und Seeraub, gewöhnte sie an Wogentrotz und Überwindung von Gefahren, und wies ihnen endlich bei fortschreitender Gesittung ein breites, glückliches Feld für Schiffahrt, Handel und Verkehr aller Art, aus welchen sich Industrie, Kunst und Wissenschaft entwickelten.

Die große Atlantis, in deren Fluten Europa eingebettet liegt, vermittelt unserem Weltteile noch eine beson-

dere Gabe — den Golfstrom. Aus dem Mexikanischen Meerbusen hervorbrechend, gelangt er aus Südwesten als mildtemperierter Strom zu uns, drängt unterwegs die eisigen Polarströmungen zurück und bringt weiche Dünste und Regen mit sich; mit dem schwächeren Arm eilt er durch die Meerenge von Gibraltar in das Mittelmeer, wo er die von Afrika herüberwehende Gluthitze mildert, während der stärkere Arm, die nordöstliche Richtung beibehaltend, die Temperatur Großbritanniens erhöht, an Schottlands Küste die Myrte im Freien und am Torneastrome im hohen Norden Schwedens noch Wiesen und reiche Kornfelder gedeihen läßt, die Häfen Skandinaviens offen hält und bis tief in die Ostsee hinein sich fühlbar macht. Wahrscheinlich war er schon bei Europas Entstehung tätig: „der Golfstrom hat Europas Gestalt herausgemeißelt, seine Küsten so buſenreich gestaltet." (J. G. Kohl.) „Ohne die Warmwasserleitung des Golfstromes würden Großbritannien und Deutschland ein zweites Labrador, Skandinavien und Rußland ein zweites, unter Gletschern begrabenes Grönland sein. In seinen Wirkungen ist der Golfstrom der Träger der Kultur Europas und somit der ganzen Welt." (Petermann.)

Im Gegensatze zum flüssigen Meereselement, welches Europa umspült, bildet den Felsenkern des Weltteils das Alpengebirge. Die Alpen sind unsere Irminsäule, die Nabe des kunstvollen europäischen Länderbaues, von wo die wichtigsten Gebirgsketten und Flüsse ausstrahlen. Ohne die Alpen würden Klima und Geschichte Europas andere sein. In klimatischer Hinsicht ergänzen und begrenzen sie die Wirkungen des Golfstromes und des Atlantischen Ozeans. Sie mildern die Sommerzeit und verleihen insbesondere dem nördlichen Mitteleuropa eine ganz eigentümliche, stählende Frische. Für große Teile Europas sind sie Wetterheld, Wolkenbrecher, Sammler von Schnee und Eis, daher Sparer, Ausgleicher, Verteiler und Verbreiter der Feuchtigkeit, die teils

als sommerliche Gewitterregen, teils als ein ungeheures Netz von Quellen, Bächen, Flüssen Wohltaten spendend über die angrenzenden Länder rinnt. Der Nichteuropäer, der unsern Weltteil durchwandert, ist entzückt darüber, wie es bei uns überall quillt, murmelt und rauscht. Im Alpengebiete allein sind mehr springende Quellen, als in der ganzen übrigen Welt. Und aus den Brunnen werden Flüsse. Wenn die semitische Überlieferung sich nicht so bestimmt auf Asien bezöge, könnte man wahrlich das Paradies um den Alpenstock suchen, aus dessen Kristallklüften wie in Eden vier herrliche Ströme nach vier Weltgegenden hervorbrechen. In den Tälern von Po, Rhône, Rhein und Donau spielt ein großer Teil der europäischen Geschichte, liegt zum großen Teil die Zukunft des Weltteils beschlossen.

Die Alpen mit den von ihnen ausgehenden Gebirgsketten leisteten als Grundpfeiler und vorgeschobene Schutzwerke den andringenden Wogen des Golfstromes und der Atlantis Widerstand und haben daher viel beigetragen, um dem Weltteil jenen halbinselartigen Charakter zu geben, welcher ein Hauptmerkmal desselben bildet. Europa ist eine Gruppe von Halbinseln. „Nach seiner ozeanischen wie nach seiner mittelmeerischen Seite streckt Europa so zahlreiche und zum Teil so große Halbinselglieder hinaus und ist von so vielen Inseln und Inselgruppen umschwärmt, daß keiner der übrigen Erdteile annähernd ein gleich großes Maß von Auflockerung seines Körpers zu gliederartigen Gebilden aufzuweisen hat. Beinahe die ganzen Außenseiten Europas sind gliederartig aufgelöst; der Rumpf beschränkt sich auf eine Keilform, welche sich vom Uralgebirge gegen Westen mehr und mehr zurückzieht, bis sie mit Frankreich schmal zu beiden Meeren, dem äußeren und dem inneren, endet.“ (Kirchhoff.) Derselbe Erdbeschreiber berechnet, daß von der gesamten Fläche Europas von rund zehn Millionen Quadratkilometer nicht weniger als 26·77 Prozent auf Halbinseln, 7·84 Pro-

zent auf Inseln, 65·39 Prozent auf den Rumpf fallen. Erwägt man nun, einen wie großen Teil des Rumpfes die unwirtlichen nördlichen und östlichen Teile Rußlands bilden, und bedenkt man, wie leicht diese Partien vom zentralen und westlichen Europa, dem „europäischen Europa", entbehrt und gesondert werden könnten, — schon die Alten waren geneigt, die Grenze Asiens nicht erst am Uralgebirge, sondern schon am Donflusse zu erblicken — so fällt in die Augen, daß bei einer solchen engeren Begrenzung Europas Halbinselteile und Rumpfteile sich nach Flächeninhalt völlig die Wage halten würden. Diese Halbinseln und Inseln, diese Vorgebirge und Buchten gewähren allen Völkern Europas die gewaltigen Vorteile der Küstenlage, befördern den Handel, bedingen die Schönheit so vieler Landschaften und verbürgen die eigenartige Entwicklung der Volksindividualitäten und Staaten.

Zu seiner vollen Selbständigkeit und Kraft gelangte jedoch Europa erst durch die Entdeckung des Seeweges nach Indien und die Entdeckung Amerikas zu Ende des 15. Jahrhunderts. Vor dieser Zeit war die Atlantis ein „unbefreundetes", ödes Meer. Die alte Welt empfand ein Grauen vor ihm. Außer Fischern, welche dort ihre Nahrung suchten, kreuzten nur vereinzelte Schiffe auf der Fahrt von und nach Großbritannien den Kanal, und alle diese Kiele hielten sich ängstlich an der Küste. Mit jenen großen Entdeckungen aber trat ein völliger Umschwung ein. Jetzt ward der Ozean aus einer Schranke zu einem Verkehrsbande. Er überflügelt sofort die Ostsee und das Mittelmeer, und seine Stürme sind es, die den Europäer zum Herrn der Meere erziehen. Vorher war der indische Handel in der Hand der Asiaten ein starkes Mittel, um Europa in einer gewissen Abhängigkeit zu halten. Jetzt fiel dieser Handel den Europäern zu. Und noch gewaltiger förderte die Entdeckung Amerikas unseren Erdteil. Wie ein senkrechter, scharfer Keil ist das kleine

Europa nach dem lang hingestreckten, über alle Zonen gedehnten Leibe Amerikas gerichtet. Europa bildet gleichsam die Spitze eines Dreiecks, dessen Grundlinie die Ostküste Amerikas, dessen Schenkel die europäisch-amerikanischen Schiffslinien und Verkehrsbeziehungen sind. Durch Europa verkehren Asien und Afrika, soweit dies überhaupt stattfindet, mit der neuen Welt. Und die letztere füllte sich mit europäischer Bevölkerung, so zwar, daß jetzt nächst dem Deutschen Reiche die Vereinigten Staaten die stärkste, staatlich geeinte Gruppe rein europäischer Menschen bilden. So ward Amerika eine Ergänzung Europas und zugleich ein ethnologisches und wirtschaftliches Gegengewicht gegen Asien und Afrika. Jetzt umgeben Amerika, Asien, Afrika das kleine Europa, das gegenüber Asien und Afrika als Herrscherin, gegen Nordamerika und Australien als Mutterland und ältere Schwester dasteht, und so ward in demselben Zeitpunkte, da Kopernikus die Erde aus der Weltmitte vertrieb, Europa durch Columbus in die Erdmitte für immer eingestellt.

Im 19. Jahrhundert haben Lesseps und Napoleon III. durch den Bau des Suezkanals die Stellung Europas noch weiter erhöht und befestigt. Das Mittelländische Meer hat aufgehört, eine Sackgasse zu sein. Wenn im Westen die Meerenge von Gibraltar durch die Natur und wahrscheinlich unter ungeheuren Katastrophen geöffnet ward, so haben dagegen im Osten des Mittelmeers ohne jede Gefährdung, in voller Ruhe Europas Wissenschaft, Tatkraft und Kapital die Meerenge von Suez geschaffen, wodurch Ostasiens Menschenmenge und Produktenreichtum, sowie Australien und die Südsee näher an das Zentrum Europa heranrückten.

Alle diese Tatsachen zusammengefaßt, geben von unserem Weltteil ein harmonisches Gesamtbild, reich und vielseitig abgetönt und doch in der Grundfarbe einheitlich. Die Atlantis, der Golfstrom, die beiden Binnenmeere, die sich fast bis zum Ostende des Weltteils fortsetzen, der hieraus

entspringende Halbinselcharakter, die Inseln, die Alpen, die vielen anderen Hochgebirge und zahllosen Hügellandschaften, der Wasserreichtum, die vielen Flüsse und Flußgebiete, der Wechsel der Jahreszeiten, endlich die günstige zentrale Lage Europas in Bezug auf Asien, Afrika und Europa — sie bedingen eine außerordentliche Mannigfaltigkeit aller Lebensbeziehungen und haben, indem sie unendlich anregend und bildend wirkten, den Europäer geschaffen. Es fehlt dem Weltteile keineswegs an einer gewissen Gleichartigkeit, die sich in seinen Temperaturverhältnissen, in den wichtigsten Bodenfrüchten und der Stammverwandtschaft der Bewohner ausspricht. Daneben aber steht überall die Mannigfaltigkeit, die Möglichkeit selbständiger Entwicklung und der Wunsch nach Freiheit. Wir sehen zahllose Kräfte am Werke, aber jede Kraft hat wieder neben sich ihre eigentümliche Milderung. Im ganzen haben die Gegensätze einen Antrieb zu harmonischer Auflösung der Dissonanzen, und ungeachtet aller Wucht der Einzelkräfte ist doch über Klima und Geschichte Europas eine gewisse Mäßigung gebreitet. Die Sonne und die Elemente sind weder so übermächtig und erdrückend, wie in den Tropen, noch so tot und hoffnungslos, wie in den Polarländern. Neben der Schicksalsmacht steht aufrecht der europäische Mann mit den Prometheusgedanken in der tapferen Brust. Viel gibt ihm die Erde, aber sie schenkt nichts dem Trägen. Echt europäisch ist daher das altdeutsche Sprichwort: „Zu Gottes Hilfe gehört Arbeit.“ Und die tief moralische Wirkung dieses Verhältnisses hat Rousseau bezeichnet mit dem Satze: „Die Arbeit soll stets dem Menschen notwendig, aber nie soll sie ergebnislos sein.“ Die Atlantis, der Golfstrom, die Hochgebirge machten Europa zu einem Feuchtlande, aber erst die endlose europäische Arbeit hat es zu einem Fruchtlande gemacht. Überwindung der Widerstände lockt den Europäer. Gefahr und Anstrengung sind seine Lust. Einst war er Krieger, heute ist er zuerst Arbeiter und

nur im Notfalle Krieger. Beiden gemeinsam ist der europäische Ehrbegriff, und mit dem Gefühl für Ehre steht das Streben nach Freiheit in engem Bunde. Europas Boden lohnt den Fleißigen, gestattet aber auf die Dauer kein Mitzehren von Sklavenhaltern und Tyrannen: daher der Schlachtruf der alten Friesen: „lieber tot, als Sklave", welcher auf erweitertem Raume im angelsächsischen Gesange „Engländer werden nie Sklaven sein", Ausdruck fand. So ward Europa die Heimat der freien Arbeit, und auf Grundlage der freien Arbeit bauten sich gesetzlich geregelte, den Schwachen stützende, den Starken mäßigende Staatswesen auf. Auf dem Ehrenschilde Europas, den Alexander von Makedonien nach Asien trug, steht das Wort: „Arbeiten ist königlich." Um die Arbeit zu ehren, führte einst Kaiser Josef II. den Pflug, und wahrhaft europäisch ist der Ausspruch König Friedrichs II. von Preußen und Kaiser Wilhelms II. von Deutschland: „Der Fürst ist der erste Diener des Staates."

II.

Die Alten verglichen Griechenland mit einem tiefeingezackten Maulbeerblatte, dasselbe Gleichnis läßt sich auf Europa anwenden. Die tief in den Erdteil eindringenden Meere bedingen den Halbinselcharakter, welcher, genau wie im alten Griechenland, das Antlitz Europas gestaltet und den Verlauf seiner Geschichte bestimmt hat.

Europa besteht aus einem Mittelteile nebst zwei Flügeln. Eine Linie von Moskau nach Bordeaux gezogen, bezeichnet ungefähr diese Mitte, und die vier Länder, die ihr angehören, sind im Osten Rußland, im Westen Frankreich und dazwischen das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn. Diese vier Länder (nebst der Schweiz und den beiden Niederlanden) bilden gleichsam den Leib des Erdteils, an welchen als nördlicher Flügel Skandinavien und Großbritannien, als südlicher Flügel die Balkanländer, Italien und Spanien sich

ansetzen. Im ganzen zerfällt also Europa in neun Teile. Die fünf Flügelteile sind durchwegs klar umrissen und gesondert. Von Großbritannien als einer Inselgruppe ist dies augenfällig, während Skandinavien zwar mit Rußland zusammenhängt, aber nur durch eine unwirtliche, hochnordische, schwer zugängliche Landzunge. Was die südlichen drei Flügelteile betrifft, so nehmen ihr Zusammenhang und ihre Zugänglichkeit zu, je weiter man von West nach Osten blickt: Spanien ist, fast bis zum Inselcharakter, durch die Pyrenäen abgegrenzt, wogegen Italien und die Balkanhalbinsel, ungeachtet einer starken Rückendeckung durch Alpen und Balkan, doch offene Stellen haben, Italien im Nordosten und die Balkanhalbinsel an vielen Orten sowohl im Norden als von Kleinasien herüber. Schon in der Tatsache, daß für die Balkanhalbinsel ein volklich-staatlicher Gesamtname fehlt und statt dessen ein geographischer Begriff eintreten muß, spricht sich die geringere Abgeschlossenheit dieser südöstlichen Halbinsel Europas aus, die allezeit ein Tummelplatz vieler Völker und wechselnder Eroberer gewesen ist.

Wenn indes die fünf Flügelteile Europas ziemlich strenge Abmarkungen zeigen, so ist nicht der gleiche Fall bei den vier Mittelteilen. Am klarsten sondern sich noch die beiden Außenländer Frankreich und Rußland ab. Frankreich ist im Norden, Westen und Süden durch Meere und das Pyrenäengebirge, Rußland ist im Norden, Süden und Osten durch Meere, Steppen, Entfernungen — also jedes dieser Reiche auf drei Seiten — gedeckt, während beide Länder auf ihrer vierten, gegen Mitteleuropa zugekehrten Seite, nachdem sie in den letzten drei Jahrhunderten erobernd vorgeschritten sind, ohne scharfe Abmarkung verlaufen. Was Österreich-Ungarn betrifft, so hat es stärkere Grenzen gegenüber dem Deutschen Reiche, Rumänien und den Balkanländern, als gegenüber Italien und Rußland; im Nordosten liegt Galizien, im Südwesten Görz und das Küstenland offen da. Am ungünstigsten bedacht

ist jedoch Deutschland, seitdem es staatlich sich von Österreich schied, seine westlichen Eckpfeiler, die Niederlande und die Schweiz, im Dreißigjährigen Kriege verlor und im Osten Rußland, die alte Grenze des Sumpfgebietes von Pinsk und Minsk überschreitend, an die Stelle Polens getreten ist. Das Deutsche Reich wird an seiner südlichen Grenze durch die Schweiz, Tirol und die Randgebirge des böhmischen Kessels überschattet; im Norden, seiner einzigen Seegrenze, bietet die zimbrische Halbinsel einen Zugang; im Osten wird es von Rußland — noch genau wie zu Tacitus Zeiten von den Sarmaten — durch gegenseitige Kriegsbereitschaft (mutuo metu) geschieden, und im Westen, gegen Frankreich zu, liegt jene verschwimmende Grenze und jene verhängnisvolle Zone, welche nach einem Worte des Fürsten Bismarck, um hin- und herwogender kleiner Verschiebungen halber, so viel Unheil über Europa gebracht hat!

Unter den neun Gliedern Europas ist Rußland von überwiegender Größe. Der Gedanke, daß es sich zu Europa ähnlich verhält wie Makedonien zum alten Griechenland, ist geographisch nicht abzuweisen. Rußland nimmt daher eine Ausnahmsstellung ein, deren Bedeutung mit jedem Jahrzehnt in demselben Verhältnisse wächst, wie durch Eisenbahnen die Entfernungen, dieser alte Feind Rußlands, überwunden werden. Aber, von Rußland abgesehen, ist die geographische Ausdehnung der übrigen acht Glieder Europas keine allzu verschiedene. Sie wechselt zwischen Großbritannien als kleinstem mit 0·3 Millionen und Skandinavien als größtem mit 0·8 Millionen Geviertkilometer, und da gerade die kleineren Teile — wie weit reicht Englands Herrschaft! — wieder besondere Machtmittel und eine intensivere Kultur besitzen, so kann man mit Recht sagen, daß die acht Gliederteile des mittleren und westlichen Europas einander gewachsen, zu einem gerechten Wettbewerbe untereinander befähigt und zu selbständiger Entwicklung berufen

sind. Vermöge seines überlegenen Landgebietes fällt, immer von Rußland abgesehen, keinem Teile Europas eine Vorherrschaft zu.

Kein anderer Beobachter hat diese letztere Tatsache so scharfsinnig erkannt, als Montesquieu. „In Europa bestehen durch die natürliche Gliederung mehrere Gemeinwesen von mittlerer Ausdehnung; in denselben ist die Herrschaft der Gesetze keineswegs unvereinbar mit der Machtstellung des Staates; im Gegenteil der letzteren so förderlich, daß ein Staat, wo die Gesetzesherrschaft notlitte, schwächer und hinter allen anderen zurückbleiben würde. Durch dieses Verhältnis ist ein Geist der Freiheit entstanden, welcher sehr schwer macht, daß irgend ein Teil dieser Völkerfamilie in anderer Weise als durch Verträge und Handelsinteresse von einer andern Macht abhängig werde." Die natürliche Gliederung des Erdteils, die annähernde Gleichheit dieser Glieder unter sich, die Unmöglichkeit dauernder Unterwerfung des einen durch den andern, ihr Wetteifer und die daraus entspringenden Bürgschaften für Geltung einer gesetzlichen Freiheit sind in diesen Worten Montesquieus klar ausgesprochen. Aber derselbe fährt weiter fort: „Asien hat keine eigentliche gemäßigte Zone mit gemäßigtem Klima, in Europa dagegen ist sie ausgedehnt; Spanien ist von Schweden sehr verschieden, aber durch viele Übergänge ist der Gegensatz vermittelt. In Asien steht der Schwache neben dem Starken, in Europa der Starke neben dem Starken. Dort wird unterworfen, hier gekämpft. In Europa haben die Völker, die aneinander grenzen, annähernd gleichen Mut. Das ist der große Grund der Schwäche Asiens und der Stärke Europas, der Freiheit Europas und der Knechtschaft Asiens." Nach einer Berechnung des gleichen Schriftstellers ward Asien dreizehnmal unterjocht, während Montesquieu in Europa vier große Umwälzungen zählt. Und wie schwierig vollzogen sich die letzteren! Wie hart wurden den Römern ihre

Eroberungen in Europa und wie leicht warfen sie Asien über den Haufen. Wie lange brauchte es, bis die Germanen des Römerreiches Herr wurden, und wie bestritten waren die Siege Karls des Großen! „Die Sieger wurden immer wieder besiegt, die Zerstörer selbst zerstört, weil in Europa durch alle seine Teile eine Art gleicher Stärke und Tapferkeit verbreitet ist."

Der stete Wettkampf unter den europäischen Völkern ist der Hauptgrund für die leibliche und moralische Überlegenheit der Europäer, die schon das Altertum kannte. Als der Spartanerfürst Kleomenes sich in der Verbannung in Ägypten aufhielt, äußerte er, wie Plutarch berichtet, „er komme sich unter dem dortigen Volke vor, wie ein Löwe, der sich unter Schafen herumtreibt". Gegen das Riesenheer der Perser fielen bei Marathon (nach Herodot) 192 Athener und siegten; gegen das kleine Heer Philipps von Makedonien fielen bei Chäronea mehr als tausend Athener und unterlagen. Mit einem Häuflein von Europäern zerstörte Alexander das Perserreich und drang bis Indien vor, dagegen „kostete der Kampf der Makedonier gegen die Spartaner bei Megalopolis in Arkadien mehr makedonisches Blut, als irgend eine asiatische Millionenschlacht Alexanders". (J. Braun.)

Spielend, fast ohne Kampf, durften sich die aus Europas Norden gekommenen Galater mitten in Kleinasien auf fremdem Boden ihren Wohnsitz wählen. Alle umliegenden Völker bis nach Syrien hin wurden den Galatern zinsbar. Vor dem Zusammenstoße mit ihnen sagte der römische Feldherr Manlius zu seinen Legionären: „Es entgeht mir nicht, ihr Krieger, daß unter allen Stämmen, welche Asien bewohnen, die Gallier den größten Kriegsruhm haben. Unter der sanftesten Menschenart hat dieses trotzige Volk, nachdem es kämpfend beinahe den Erdkreis durchzogen, seinen Wohnsitz aufgeschlagen." Nachdem die Römer die Galater und die auf

europäische Söldner gestützten Könige von Pontus besiegt hatten, fanden sie, bis auf die späteren Kämpfe mit den Parthern, in Asien keinen nennenswerten Widerstand mehr.

Dasselbe Gefühl der Überlegenheit, das Griechen, Makedonier und Römer zeigten, besitzen heute noch Engländer und Russen den Asiaten gegenüber. In Asien werden leichte Siege erfochten, welche hochtrabender Siegesberichte kaum wert sind, in Europa dagegen ist nach der Schlacht selbst der Überwinder geschwächt und muß mit dem Besiegten rechnen. Ein für europäische Verhältnisse bezeichnendes Wort war es daher, als Pyrrhus nach der Schlacht bei Benevent gegen die Römer ausrief: „Noch ein solcher Sieg und ich bin verloren!" Und das schönste Beispiel einer Niederlage, welche ganz die Folgen eines Sieges hatte, ist die Schlacht auf der Walstatt bei Liegnitz in Schlesien (1241), wo die Mongolen, die den Weltteil mit neuen Hunnenschrecken bedrohten, von den erliegenden Deutschen und Polen abgewiesen und dergestalt erschüttert wurden, daß sie fortan nie mehr das Land der „eisernen Männer" zu betreten wagten.

Der Halbinselcharakter, die natürliche Abteilung der Länder, die Stütze, welche die Völker in der geographischen Lage und Beschaffenheit finden, endlich das hieraus entsprungene Freiheitsgefühl der europäischen Gliederteile hat eine Gesamteroberung des Weltteils nie zugelassen. In der historischen Zeit haben die Römer am erfolgreichsten die Sache versucht. Von Italien ausgehend, haben sie Spanien, die Balkanhalbinsel, Gallien und Britannien unterworfen; sie besaßen also von den neun Gliedern Europas fünf, und zwar die drei südlichen Halbinseln (Italien, Spanien, Balkanhalbinsel), sowie einen nordischen Flügel (Britannien), endlich einen Mittelteil (Gallien). Aber sie hatten, damit nicht genug, in der Mitte Europas noch weiter gegriffen und den größeren Teil Österreich-Ungarns, sowie die westlich des Rheinstromes

und südlich der Donau gelegenen Teile Deutschlands ihrer Herrschaft einverleibt. Germanien war also von zwei Seiten, von Rhein und Donau her gefaßt, und die dritte Seite, die Seeseite, ward von der römischen Kriegsflotte befahren. Schon hatten sich Römerheere, deren eines vom Rhein, das andere von der Donau ausgingen, im mittleren Deutschland die Hand gereicht und vereinigt, und zur Zeit des Augustus, da das römische Reich auf dem Gipfel seiner Macht stand, glaubt man schon den Plan des römischen Generalstabes zu erkennen: aus Böhmen ein vergrößertes nordisches Dacien (Siebenbürgen) machend, Germanien von den beiden, noch von römischen Angriffen verschont gebliebenen Gliedern Europas, nämlich Rußland und Skandinavien, abzuschließen, sich dann auf die Verteidigung zu beschränken und das weitere den die nordischen Völker gleichzeitig zersetzenden, wie anziehenden Wirkungen der überlegenen römischen Kultur zu überlassen. Gelang dieser Plan, so war ein römisches Europa geschaffen; niemals war der Weltteil seiner Unterjochung näher als damals. Wie Tacitus richtig erkannte, wurde dieses Schicksal durch die Schlacht im Teutoburger Walde abgewehrt. Die Kämpfe im deutschen Sumpfwalde und die Geburt des Kindleins von Bethlehem, zwei fast gleichzeitig eingetretene Ereignisse, haben das Römerreich untergraben, die späteren Geschicke des Erdteils bestimmt.

Als die Römer das Mittelland Europas nicht erobern konnten, ward der größere Teil ihres früher vollbrachten Werkes hinfällig. Die Varusschlacht hat nicht bloß Deutschland — und mit diesem vielleicht auch die der Eroberung werten Teile Rußlands und Skandinaviens — gerettet, sondern auch die Befreiung Galliens, Spaniens und Britanniens vorbereitet.

Der Einbruch der Hunnen war eine kurze, aber gewaltige Episode. Noch einmal drohte, und zwar in weit wilderer Gestalt, eine Unterjochung des Weltteils. Was der

Süden nicht vermocht, schien der Osten vollbringen zu wollen. Von neun Gliedern Europas besaß Attila drei, und zwar drei der größten (Rußland, Österreich-Ungarn, den größeren Teil Deutschlands). Wie Jornandes bemerkt, ist Attila der einzige Mann, welcher Germanen und Skythen beherrschte (inaudita ante se potentia solus Scythica et Germanica regna possedit). Italien und die Balkanhalbinsel brachten ihm Tribute. Gallien und Spanien waren wenig widerstandsfähig und standen ihm offen. Da waren es wiederum die Germanen, an denen diese neue Weltherrschaft scheiterte. Germanische Krieger, verbunden mit dem von Aëtius geführten Römerheere (das längst überwiegend aus Deutschen bestand), geboten Attila in den Ebenen der Champagne Halt, und nach Attilas Tode ward in einer zweiten Schlacht in Ungarn am Flusse Nedad die Macht der Hunnen völlig gebrochen. Ihr Reich zerstob wie der Staub der Steppe.

Nach diesem durch Attila veranlaßten Zwischenfalle nahmen die Deutschen und Skandinavier ihre Rolle als Besieger und Erben des römischen Reiches wieder auf. Sie eroberten Italien, Spanien, Gallien und Britannien, so zwar, daß außer dem von ihnen verlassenen Rußland und der von Byzanz erfolgreich verteidigten Balkanhalbinsel das ganze übrige Europa von ihnen besetzt ward. Sie verfügten demnach, wenn man ihre beiden Ursprungsländer mit einrechnet, über sieben Glieder Europas. Da die Römer nur fünf, Attila nur drei Teile besaß, so griff die deutsch-skandinavische Eroberung am weitesten. Aber die Germanen waren kein einheitliches Volk. Ihre einzelnen Stämme standen in keinem oder sehr schwachen Zusammenhange, und weder ein Alleinherrscher wie Attila, noch eine staatlich-wirtschaftliche Organisation, wie das Römerreich, waren bei ihnen als Bindemittel wirksam. Selbst der starke und kluge Theodorich, obgleich Herrscher des alten Hauptlandes Italien, brachte es nur zu einem Ehrenvorrechte unter Gleichen,

ähnlich wie die späteren deutschen Kaiser. Statt an ein gemeinsames Reich zu denken, haben vielmehr die siegreichen Germanen, geborne Sonderbündler, die Trennung und Vereinzelung der eroberten Länder nur befördert. Während die Sprache der Besiegten, die römische Sprache, wenn auch vielfach geändert, noch in vier Gliedern Europas (Italien, Spanien, Frankreich, Teilen der Balkanhalbinsel) fortlebt, haben die germanischen Sieger in sämtlichen eroberten Ländern mit einziger Ausnahme der britischen Inseln ihre Sprache aufgegeben. Richtet man dagegen das Auge auf Volksart, Typus, Charakter, Landverteilung, gesellschaftliche Organisation, Rechtseinrichtungen und Verfassung, so treten die mächtigen Einwirkungen der Germanen scharf hervor und zeigt sich, daß, neben dem Christentum, der germanische Ursprung der herrschenden Klassen in dem weitaus größten Teil Europas vielleicht die stärkste, jedoch bisher nicht genügend beachtete gemeinsame Grundlage europäischen Wesens bildet.

An die föderalistische Richtung der Germanen anknüpfend, gewinnt jedoch gerade nach der Besitznahme durch die deutsch-skandischen Stämme der Halbinselcharakter Europas wieder die Oberhand. Weder Papst noch Kaiser sind seiner Herr geworden. Wohl haben Avaren und Magyaren große Teile Europas durchzogen, wohl haben Karl der Große und Napoleon mächtige Reiche gestiftet. Aber niemand kam später mehr dem Ziele der Oberherrschaft so nahe wie König Etzel; keiner wußte eine so feste Organisation zu schaffen wie Rom; keiner durfte sich so viel des schönsten Landes auswählen wie der Germane, und so groß auch die Macht des römischen Papstes in gewissen Zeiten war — den letzten Übergang von der geistlichen zur weltlichen Herrschaft, so wohlvorbereitet er war, hat doch auch dieser klügste aller Versuche der Weltherrschaft nicht durchgesetzt. Schließlich sind alle Welteroberer in Europa gescheitert. Europa blieb frei.

Einzelne seiner Teile konnten besiegt, unterjocht, umgewandelt werden — aber das Leben zog sich in die freigebliebenen Glieder zurück, sammelte sich hier um so stärker, brach zu gelegener Zeit hervor, und das Ende ist immer die Überwindung des Siegers von gestern.

Aber dieselben Ursachen, welche in Europa keine Gesamtherrschaft aufkommen ließen, störten auch das einige Zusammenwirken der europäischen Völker. Ein europäisches Gesamtgefühl hat eigentlich nie bestanden. Nur dadurch war es möglich, daß auf der Pyrenäenhalbinsel semitische Stämme siebenhundert Jahre lang, auf der Balkanhalbinsel ein turanischer Stamm über vierhundert Jahre lang über Europäer herrschten. Von Kraft strotzend, war Europa im Innern voll Zwietracht und Verfeindung. Seine Kräfte lähmten sich gegenseitig, hoben einander auf. Aus Fragen der Eitelkeit, des Stolzes, des persönlichen Wunsches, um kleiner Landstreifen willen, brachen unzählige Kämpfe aus. Und ist es denn heute anders? Wie geographisch, tritt bei einer solchen Betrachtung der Verhältnisse Europas auch geschichtlich das Bild des alten Griechenland vor unser geistiges Auge: steter Unfriede der Glieder und die Gefahr der Aufreibung des Ganzen durch kurzsichtige Mißgunst, Neid und Unverträglichkeit der Teile! Hier ist der wunde Punkt des Weltteils bloßgelegt, und seine Heilung bildet die nächste und wichtigste Aufgabe der Zukunft.

III.

Wenn es die äußere Gestaltung und vorzugsweise der Halbinselcharakter waren, die zu der Zerlegung Europas in neun Teile Anlaß gaben, an welche die heutige staatliche Einteilung Europas sich anschließt, so führt uns ein Blick auf die große, den Weltteil von Südwest nach Nordost durchziehende Wasserscheide in die Anthropologie und Geschichte Europas etwas tiefer hinein. Statt der Neunteilung ge-

langen wir dann zu einer Dreiteilung, indem wir einen südlichen (dem Mittelmeer zugewandten), einen nördlichen (atlantischen) und östlichen (die östliche Tiefebene umfassenden) Teil unterscheiden.

Das Dach Europas, von welchem die Gewässer einerseits nach der Atlantis, andrerseits nach dem Mittelmeer rinnen, beginnt am Kap Trafalgar bei der Meerenge von Gibraltar, streicht durch Spanien, indem es links die Talungen des Guadalquivir, Guadiana, Tajo und Duero, rechts die Stromgebiete des Segura und des Ebro liegen läßt; trennt in Frankreich das Tal der Rhône von den Tälern der Garonne, Loire und Seine — in Deutschland das Stromgebiet des Rheins vom Gebiete der Donau und, weiter gegen Osten vorschreitend, die Gebiete der Weser, Elbe, Oder, Weichsel, Düna und Newa von denen der March, der Theiß, des Sereth und Pruth — alles nördliche Zuflüsse der großen Donau — zu welchen noch weiter östlich die Ströme des Schwarzen Meeres: Dnjestr, Dnjepr und Don, hinzutreten. Wie im Südwesten der Fels des Tarik, so bildet im Nordosten das Waldaigebirge zwischen St. Petersburg und Moskau das Wahrzeichen dieser wichtigen Grenzlinie.

In alter Zeit spielte diese Scheidewand eine viel größere Rolle als heutzutage, wo die Ausrodung der Wälder, der Anbau des Landes, die Regelung der Gewässer, der Bau von Straßen und Eisenbahnen und mannigfaltige Kultur ebnend und ausgleichend eingewirkt haben. In jener früheren Zeit bewegten sich die Völkerzüge naturgemäß in den Tälern. Hier fanden sie für ihre Herden und für ihre Karren mit Wohnzelt, Familie und allem Gut und Hausrat die einzige, halbwegs zugängliche Fahrbahn, die letztere aber hörte auf im oberen Quellengebiete der Flüsse, welches, aus natürlichen Gründen und später aus Rücksichten der Sicherheit, durchwegs mit breiten, dichten und lange Zeit hindurch heilig

gehaltenen Bannwäldern bedeckt war. Vor diesen Wasserscheiden stockte daher der Völkerzug, staute sich und erfüllte dann um so dichter das Flußgebiet und dessen Verästelungen. Daher kommt es denn, daß Wasserscheiden so oft auch Völkerscheiden sind.

Die Geschichte hat uns wiederholt den tiefen Eindruck geschildert, welchen das Überschreiten solcher Wasserscheiden mit ihren Bannwäldern auf die alten Völker gemacht hat. Jenseits fanden die Wanderer alles anders! Mit naivem Erstaunen sahen die Kelten, als sie den Süden betraten, dort ganz andere, üppigere Pflanzen und höher gefärbte, saftreichere Früchte; sie glaubten in eine „andere Welt" gekommen zu sein. „Der Etrusker, der den keltischen Völkern sein Vaterland verriet, lockte die letzteren nach Italien durch den Anblick köstlicher Früchte und herrlicher Weine, Erzeugnisse eines glücklicheren Himmelsstriches, und noch im 16. Jahrhundert wurden die deutschen Hilfsvölker, welche während der Bürgerkriege nach Frankreich kamen, durch Verheißung guter Quartiere in den reichen Weinländern Burgund und Champagne angezogen." (Gibbon.)

Nicht anders erging es den Römern, freilich im umgekehrten Sinne. So lange die Römer an Ebro und Rhône standen, fühlten sie noch gleichsam den Boden der Heimat unter den Füßen, sahen sich bei Öl und Wein, wußten sich im Kreise des Mittelmeeres. Als sie aber die Wasserscheide überschritten, als sie an Rhein und Donau kamen und die mächtigen, nach dem fernen Nord und Osten rollenden Wellen dieser Ströme zum ersten Mal erblickten, da empfanden sie die Annäherung des Unbekannten! Nicht bloß der weiche Hofmann Ovid wehklagte in Tomi, sondern auch der römische Legionssoldat ward regelmäßig unwirsch und sorgenvoll, als er sah, wie jenseits der Grenze die Sonne an Kraft verlor, Wald und Sumpf häufiger wurden, Sturm und Regen brausten und ein dunkleres Meer, mit Ebbe und Flut mächtig

atmend, den an die mildere Thalatta gewöhnten südlichen Schiffer erschreckte.

Auch dafür, daß die Wasserscheide zwischen Nord und Süd zugleich Völkerscheide war, finden sich Andeutungen in der Geschichte des Altertums. Um die Galater zum Einbruch in die Balkanhalbinsel und nach Kleinasien zu ermuntern, wurden ihren Häuptlingen ausgesucht kleine dunkle Südländer vorgeführt: von solchen Schwächlingen seien die Schätze des Südens bewacht!

Nach dem allem wird man die Bedeutung der europäischen Wasserscheide zwischen Nord und Süd für die alte Zeit und infolgedessen für die dauernde Schichtung der Völker in keiner Weise unterschätzen dürfen.

Aber zu der Teilung in Nord und Süd tritt noch ein weiteres Element hinzu. Nur im Westen lassen sich atlantisches Gebiet und Mittelmeergebiet bestimmt scheiden. Dagegen macht sich bereits im mittleren Europa ein dritter Faktor geltend. Schon die Donau ist nicht mehr südwärts, sondern ostwärts gewendet, sie mündet nicht mehr in das Mittelländische, sondern in das Schwarze Meer, und da, wo in Schlesien die Oder gegen Norden und die March gegen Süden abfließen, flacht sich das Dach des Weltteils ab, und es beginnt die gewaltige Ebene des Ostens, um als ein eigenes, drittes, selbständiges Glied zu dem atlantischen und mittelländischen Europa hinzuzutreten.

Die östliche Ebene greift mit zwei Armen in den Westen hinein. Mit dem längeren Arme reicht sie nördlich durch Norddeutschland, die Niederlande und Nordfrankreich, ohne jedoch diese Teile ihren Hauptländern entfremden zu können. Anders dagegen ist es mit dem kürzeren, südlichen Arme, welcher, von der südrussischen Steppe abzweigend und das untere und mittlere Donautal umfassend, die Moldau und Walachei, sowie insbesondere Ungarn überwiegend als Steppenländer erkennen läßt.

Der großen, durch die Gestaltung des Erdteils gegebenen geographischen Dreiteilung Europas entspricht zugleich eine ethnographische und geschichtliche Dreiteilung.

Der erste Teil, der südliche, welcher das östliche Spanien, Südfrankreich, Italien, Istrien und die Balkanhalbinsel umfaßt, wendet sein Antlitz dem Mittelmeere zu, und da das Mittelländische Meer nicht sowohl trennt, als verbindet, so empfing der europäische Süden reichlich Einwanderer und Einflüsse aller Art aus Vorderasien, Ägypten, Nordafrika, kurz aus semitischen und halbsemitischen Ländern und Völkergruppen, aus deren Verbindung mit den eigentlichen Europäern die Bevölkerung jener Länder erwachsen ist.

Im zweiten, östlichen, Teile Europas, welcher aus den großen Ebenen besteht, weht turanische Luft. Aus Hochasien herabstürzend gelangten in unvordenklicher Zeit die Reitervölker der türkisch-tatarischen Rasse nach Rußland und Polen, drangen nach Ungarn als ihrer beliebten Kopfstation vor und fluteten von hier in häufigen, wenn auch meist kurzen Wellen über die Länder und Völker des mittleren und westlichen Europa. In den großen Ebenen des östlichen Europa, wo sie lange verweilten, verraten heute noch Typus, Volksart, Sitten, Gebräuche, auch noch in einzelnen Fällen Sprache, die Angehörigkeit oder den Übergang zu den Turaniern.

Die nördlich der großen Wasserscheide und westlich von den Ostflächen liegenden Länder, also die nördlichen Teile Spaniens und Frankreichs, ganz Deutschland, Österreich im engeren Sinne, Großbritannien und Skandinavien sind dagegen der Sitz der Nordeuropäer, die in ältester Zeit Kelten, später Germanen hießen.

Aus einem größeren Gesichtspunkte betrachtet, ist die Geschichte Europas nichts anders, als Wirkung und Gegenwirkung dieser drei Gruppen aufeinander, Spiel und Gegenspiel ihrer Beziehungen im Handel, Verkehr Krieg, Religion

und Kultur, welche Wanderung, Vermischung und das Entstehen neuer Völker zur Folge hatten. Und in solcher Weise aufgefaßt, verliert die europäische Geschichte viel von dem Ermüdenden und Kleinlichen, welches ihr sonst — beispielsweise in den Augen des Bewohners der Vereinigten Staaten — anhaftet und allerdings in die großen Verhältnisse des modernen Weltverkehrs nicht mehr recht hineinpassen will.

Von diesem Gesichtspunkte aus fallen aber auch, wie wir gleich sehen werden, nicht nur auf die Vergangenheit, sondern auch auf die Gegenwart der europäischen Völker starke Lichter und empfängt nicht nur die Geschichte, sondern auch die Politik sehr wichtige Fingerzeige.

Bringt man nämlich die Dreiteilung Europas mit den früher besprochenen neun Einheiten der europäischen Gemeinschaft in Verbindung, so zeichnen sich vor unserem Blicke verschiedene wichtige Gruppen ab.

In das Atlantische Drittel fallen ganz oder teilweise fünf Länder: Skandinavien, Großbritannien, Deutschland, Frankreich und Spanien.

In das mittelländische Drittel ebenso fünf Länder: Spanien, Frankreich, Italien, Österreich-Ungarn, Balkanhalbinsel.

In das östliche Drittel nicht minder fünf Länder: Skandinavien, Deutschland, Österreich-Ungarn, Balkanhalbinsel, Rußland.

In jeder dieser drei Gruppen ist ein Land, welches allein nur dieser Gruppe angehört: in der atlantischen Gruppe Großbritannien, in der mittelländischen Italien, in der östlichen Rußland. Durch diese Einseitigkeit und Beschränkung ihres Berufes erklärt sich die besonders kräftige Ausbildung der innerhalb dieses Berufes liegenden Interessen, weshalb denn auch von diesen drei Staaten (Großbritannien, Italien und Rußland) jeder in seinem Drittel eine hervorragende Stellung entweder einnimmt oder doch erstrebt; das erstere

bei Großbritannien und Rußland, das letztere bei Italien, welches erst seit Wiedergewinnung seiner nationalen Einheit an die Ausbildung seines europäischen Spezialberufes schreiten kann.

Abgesehen von Großbritannien, Italien und Rußland, welche nur in einer einzigen Sphäre liegen, gehören die sechs anderen Länder je zwei Interessenkreisen an, nämlich der Atlantis und dem Mittelmeere: Spanien und Frankreich; der Atlantis und dem Osten: Deutschland und Skandinavien; dem Mittelmeere und dem Osten: Österreich-Ungarn und die Balkanhalbinsel.

Da die Natur nie nach Schablonen arbeitet, so sind auch diese Klassen nicht absolut. Österreich-Ungarn beispielsweise, obwohl dem östlich-mittelländischen Kreise angehörend, ragt mit großen Interessen auch in die atlantische Sphäre (Vorarlberg mit dem obersten Rheintal und Böhmen mit der Oberelbe) hinüber, und gerade aus diesem etwas unbestimmten und weiten Interessenkreise mag sich einerseits die oft so schwierige und bestrittene Stellung des Kaiserstaates und andrerseits die Naturnotwendigkeit des Bundes mit Deutschland erklären. Ebenso wird Rußland, obwohl im Wesen rein östlich, dadurch, daß es sich an zwei Meere (Ostsee und Schwarzes Meer) lehnt, die mit der Atlantis und dem Mittelmeer in Verbindung stehen, leicht zu einem Übergreifen in die Sphäre der letzteren angereizt; diesem Reize nachgeben, heißt denn freilich für Rußland: Anstreben der Weltherrschaft.

So zeigt es sich schon auf den ersten Blick, wie vielfach die Geschichte und Politik sich auf Grund jener geographischen Unterlagen aufbaut. Darauf wird zurückzukommen sein. Hier stellen wir noch die Reihe der neun Länder Europas zusammen. Danach ist: Italien rein mittelländisch, Spanien mittelländisch-atlantisch, Balkanhalbinsel mittelländisch-östlich, Frankreich mittelländisch-atlantisch, Großbritannien rein at-

lantisch, Deutschland atlantisch-östlich, Skandinavien atlantisch-östlich, Österreich-Ungarn östlich-mittelländisch, Rußland rein östlich.

Die Dreiteilung Europas in einen atlantischen, mittelländischen und östlichen Teil trägt in entscheidender Weise bei, um den neun Einzelstaaten des Weltteils in Bezug auf Abstammung der Bevölkerung, Handel, Erwerbsleben, Kultur, Geschichte und auswärtige Interessen die Richtung vorzuzeichnen.

IV.

Wenn im früher Gesagten die Selbständigkeit Europas bestimmt hervorgehoben ward, so sollte damit nicht entfernt in Abrede gestellt werden, daß Europas Völker von außen mächtige Einflüsse zu erfahren hatten. Und die Anerkennung dieser Tatsache ist auch für die Gegenwart aus dem Grunde wichtig, weil gerade die Mischungen, die Neubildungen, die Europas Völker in einer Zeit verhältnismäßiger geistiger und materieller Inferiorität durch Asien und Afrika erleiden mußten, jetzt, in einer Zeit, wo das Verhältnis ein umgekehrtes geworden ist, für das Ausgreifen Europas nach Asien und Afrika von größter Bedeutung werden können.

Der Kaliber Asiens und Afrikas ist so viel stärker, die Masse ihrer Bevölkerung war insbesondere in alter Zeit, wo Europa noch keine Maschinenindustrie kannte, so viel größer und ihre Kultur älter, daß jene mächtigen Weltteile auf das ihnen so nahe liegende Europa einwirken mußten, auch wenn Europa nur aus einem einzigen homogenen Lande bestanden hätte. Das ist nun aber, wie früher bemerkt, durchaus nicht der Fall. Europa ist vielmehr, dank der Wasserscheide zwischen Gibraltar und dem Waldaigebirge, sowie dank der östlichen Tiefebene, in drei Hauptkammern geteilt, und von diesen drei Teilen stellen sich zwei geradezu als Übergangslande nach Asien und Afrika dar.

Am auffälligsten ist dies von dem östlichen Drittel Europas. Geschichte und Geographie beweisen es. Die Alten suchten Europas Grenze gegen Hochasien bald am Don, bald an der Wolga, bis sie erst in neuester Zeit, und zwar ziemlich willkürlich, an das Uralgebirge verlegt ward. Der Ural aber scheidet völlig gleichartige, dem Wesen nach zusammengehörige Länder. Überdies hat diese Grenze eine große Lücke, nämlich jene geschichtlich so hochwichtige Senkung nördlich des Kaspischen Meeres, die verhängnisvolle Pforte, durch welche die hochasiatischen Nomaden nach dem Westen stürmten. Das Volk, das diese breite Senkung benutzt, kann von Orenburg und Merw bis Pest und umgekehrt den Platz wechseln, ohne die Weide für Roß und Schaf oder die Kleidung oder die sonstigen Bräuche wechseln zu müssen.

Aber wie die Ebenen Rußlands, Polens, Ungarns den Übergang zwischen dem eigentlichen Europa und Hochasien darstellen, so sind die im Süden der europäischen Wasserscheide nach dem Mittelmeere abfallenden Halbinselglieder Europas — die Mittelmeerkammer des Weltteils — die Zwischenstufen nach Vorderasien und Afrika. Das inselreiche Mittelmeer bildete keine Schranke, sondern eher eine Verbindung. Auf mittelländische Erfahrungen gestützt, konnten Thukydides und Tacitus mit Recht behaupten, daß in alter Zeit die Einwanderer häufiger zur See als zu Land angekommen seien. Außerdem aber bestanden ja die vielbetretenen Übergänge über Bosporus und Dardanellen, welchen auf der östlichen Flanke der Isthmus des Kaukasus und auf der westlichen Flanke die Enge von Gibraltar zur Seite standen. Einwanderer, die aus Vorderasien oder Libyen nach dem südlichen Europa kamen, fanden dort denselben Himmelstrich, dieselbe Bodenart, dasselbe fischreiche Meer und folglich dieselben Produktionsbedingungen wie in ihrer Heimat. Die Phöniker, die nach Valencia oder Cadix auswanderten, die Jonier, die sich in Marseille oder Arles niederließen, konnten

ihre Nutztiere, Sämereien und Werkzeuge unverändert beibehalten; ihre Fertigkeiten und Erfahrungen galten auch für ihren neuen Wohnort, sie durften ihren Sitten und Gebräuchen treu bleiben und waren keinen schwierigen Akklimatisationskrankheiten unterworfen.

Dasselbe galt für europäische Auswanderer, die sich an der südlichen oder östlichen Mittelmeerküste niederließen. Es gab Mysier in Europa und in Kleinasien, wie es heute noch europäische und kleinasiatische Griechen gibt. Selbst die aus der atlantischen Kammer Europas stammenden Galater erhielten sich in Kleinasien lange frisch; ihre unerfahrene Tapferkeit ward erst von der römischen Artillerie niedergemetzelt. Und Armenier, Perser, Inder, wenn sie auch in Staffeln von Jahrhunderten oder Jahrtausenden und nicht ungemischt ihre neue Heimat erreichten, sind sie nicht ein redender Beweis für die Anpassungsfähigkeit der Europäer und für die Verwandtschaft Vorderasiens mit Europa?

Die wichtigste Rolle bei diesen Übergängen spielt seit alter Zeit Kleinasien, „die Kulturbrücke unter den Erdräumen zwischen Morgenland und Abendland". (Ritter.) Mit Berücksichtigung seines von drei Meeren umflossenen Halbinselcharakters wäre man versucht, Kleinasien als zehntes Glied den früher erwähnten neun Teilen Europas beizugesellen. Die Taurushalbinsel ist das bis zu Bosporus und Dardanellen vorgeschobene Brückenjoch Südasiens, wie die Balkanhalbinsel das vorgeschobene Brückenjoch Europas gegen Asien bildet. Die halb fabelhaften Könige Asiens, Ninos und Sesostris, sowie in geschichtlicher Zeit Darius und Xerxes und die Sultane der Osmanen zogen über diese Brücke, und Griechen, Makedonier, Römer und Kreuzfahrer haben in umgekehrter Richtung dieselbe Straße gefunden.

Durch alle diese Brücken und insbesondere durch die diesseits und jenseits gelegenen Vorhöfe und Übergangsstufen war die Verbindung unter den drei Weltteilen un-

gemein erleichtert und oft sehr eng gestaltet. Je nach Gunst der Zeit und Verhältnisse, je nach der Kraft und Bedeutung der rückwärts in den Zentren jener Weltteile liegenden staatlich organisierten Kräfte schwankt die Wagschale und verschiebt sich die Grenze: solange die assyrische, babylonische, medische und persische Monarchie bestehen, unterliegt Kleinasien ihrem überwiegenden Einflusse; sobald aber die Balkanhalbinsel unter Philipp und Alexander von Makedonien geeinigt ist, bewährt sich Europas alte Überlegenheit, und stehen seine Krieger siegreich am Euphrat, Indus und Nil. Und wie in Kleinasien, so war es, wenn auch in minder großen und minder deutlichen Zügen, allenthalben in den Grenzgegenden und Übergangsländern der drei Weltteile — am Kaukasus, in den russischen Ebenen, in den drei mittelländischen Halbinseln Europas, sowie auf den Inseln und im nördlichen Afrika. Semiten und Turanier drangen nach Europa vor und ließen sich gern in den beiden ihnen zugewandten Kammern unseres Weltteiles nieder. Ebenso taten Europäer in Asien und Afrika. Neben dem Kriege und der Eroberung spannen Handel und Verkehr ihre ewigen Fäden. Stets waren die Bewohner der Übergangslande die Vermittler zwischen den Edelsteinen, den Gewürzen, dem Räucherwerk, den Erzeugnissen der Kunstgewerbe Babyloniens und Indiens, dem Pelzwerk und dem Bernstein und dem Zinn des europäischen Nordens. Die Bedeutung dieser Tatsache hat schon Herodot erkannt, indem er sagte, „die Natur habe den äußersten Enden der Welt ihre edelsten Güter verliehen". Auch der starke Sklavenhandel des Altertums war als anthropologisches Band von großer Bedeutung. Wissen wir doch, daß die Phöniker in dem vollen Jahrtausend ihrer Handelsherrschaft grundsätzlich (also jedenfalls der Nachfrage entsprechend) nordisch-europäische Sklaven nach Asien und Afrika und umgekehrt südlich-asiatische Sklaven nach dem Norden verkauften. Als sich

später zwischen Nord und Süd die Zwischenreiche der Griechen und Römer einschoben, hörte die Verschmelzung nicht auf. Im Gegenteil war das Römerreich ein ungeheurer Mischkessel für alle Völker des Mittelmeeres und den größten Teil der Europäer. Durch alle diese Verhältnisse ward schon in uralter Zeit eine Kreuzung der Rassen eingeleitet, die naturgemäß in den Grenzländern am stärksten war und im Typus der Bevölkerung am sichtbarsten hervortritt.

Über die Tatsache, daß Europa eine sehr gemischte Bevölkerung besitzt, hat die fast ausschließlich der Sprache zugewandte urgeschichtliche Forschung lange getäuscht. Aus indogermanischer Zunge wollte man schließen auf überwiegendes, wenn nicht ausschließlich indogermanisches Blut. Die moderne Anthropologie hat diesen Schleier zerrissen. Sie ist noch beschäftigt mit Entwirrung uralter Rätsel, aber schon schließen die Linien zusammen und schon zeigen sich klare Umrisse, die ihre Beweiskraft in sich tragen. Schon läßt sich auch aussprechen, daß die geographische Dreiteilung Europas in einen atlantischen, mittelländischen und östlichen Teil von der Anthropologie durchaus bestätigt wird, indem die mittelländische Kammer als Übergangsland zu den Semiten, die östliche Kammer als Übergangsland zu den Turaniern erscheint, deren Blut sich in beiden Kammern mit dem nordisch-atlantischen verbunden hat.

Doch nunmehr möge es gestattet sein, auf diese drei Stämme der Menschheit aus der Vogelschau einen Blick zu werfen.

V.

Unter den drei großen Rassen, welche Geschichte machten, nehmen die Arier eine Mittelstellung ein, die sich von Europa bis zum Südosten Asiens, kurz gesagt von Großbritannien bis Indien erstreckt. Südwestlich von dieser Linie gruppieren sich von Marokko bis zur Ostküste Arabiens, in ein-

zelnen Ausläufern gleichfalls bis Indien und dem dortigen Inselkreise reichend, die Semiten, während Turanier den ganzen Nordosten erfüllen, an der nordwestlichen Spitze dieses ungeheuren Bogens im hohen Norden Europas mit Ariern und an der südöstlichen Spitze auf dem indischen Inselkreis mit Semiten zusammenfließend.

Jede der drei Rassen hat ihren Mittelpunkt, ihre Hochwarten, ihre heiligen Stätten, ihre Ausfalltore und Straßen für Krieg und Handel.

Die Heimat der Semiten, ich will nicht sagen ihrer Rasse, aber jedenfalls ihrer Kultur nach, liegt im südwestlichen Asien, also in den Euphratländern, Syrien, den südlichen Teilen Kleinasiens und in Arabien. Ihre Hauptburg und nie bezwungener Zufluchtsort in großen Gefahren ist Arabien. Arabiens unvergleichliche geographische Lage rief, wie Strabo (XVI, 4) berichtet, bei Alexander von Makedonien den Wunsch hervor, dieses Land, ungeachtet minder glücklicher innerer Ausstattung, zum Mittelpunkte seiner Herrschaft zu machen. Von hier aus konnte die Verbindung zwischen Europa und Indien gesichert, die etwas schmale und allzeit gefährdete Aufstellung der Makedogriechen (wie der Indogermanen überhaupt) quer durch Asien befestigt, durch Phöniker und Griechen das Mittelmeer belebt, der europäische Westen erschlossen, und die rückwärts gelegenen Länder, das herrliche Ägypten und das ganze kolossale Afrika, beherrscht werden. Alexanders früher Tod hinderte diese Unternehmung, aber einen Teil seiner Pläne haben die Heerführer des Islams später ausgeführt.

Die Operationsbasis der Semiten gegen Europa ist Syrien und der nordafrikanische Küstensaum. Ihre erste Eroberung sind die Eilande Cypern, Kreta, Rhodus, die Ägeischen Inseln, Malta, Sizilien, dann auch Sardinien und Korsika. Als erste Angriffspunkte, Spähwarten und Stützen weiteren Ausgreifens dienen ihnen auf dem euro-

päischen Festlande vorzugsweise Byzanz, Marseille, Cadiz-Gibraltar. Ihre Hauptstraßen nach dem Innern führen, da die Balkanhalbinsel immer schwer zugänglich war, über Malta und Sizilien nach Italien, über die Meerenge von Gibraltar nach Spanien, über Marseille und den Löwengolf das Rhônetal hinauf nach Frankreich, von wo breite Pfade in die atlantische Kammer Europas hinüberleiten.

Unter den drei Rassen haben die Semiten die älteste und reichste Kultur, da ihre südliche Heimat die Gütererzeugung begünstigte, Überschüsse ergab, Kapital, Wohlstand und größere Freiheit der Bewegung hervorrief. Diese Kultur zeigt indes, der Natur des Bodens entsprechend, sehr verschiedene Abstufungen und Arten. Schon bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte finden wir Semiten als Nomaden, als Landwirte, Seefahrer, Händler, Gewerbetreibende, Großstädter und Großkapitalisten. In Europa erscheinen sie überwiegend als Händler, dann aber auch, wenn nämlich Glaubenseifer sie begeisterte, als Eroberer. Als Händler treiben sie vor allem Tauschhandel von ihren Schiffen aus, wie die Phöniker; dann setzen sie sich, wie diese, unter harmlosen Formen im fremden Lande fest, errichten ihre Niederlagen auf kleinen Inseln oder steilen, von Natur geschützten Vorgebirgen, die durch wenig Mannschaft leicht zu verteidigen waren, ziehen hervorragende Einheimische in ihr Interesse, bringen auch die Elemente höherer Kultur, greifen dann aber auch weiter und weiter um sich, bis sie unter günstigen Umständen Reiche bilden, die sie als Adel des Vermögens und der Kenntnisse oder als Priesterkönige beherrschen. Kommen sie als Eroberer, was unter dem Anhauch einer neuen Offenbarung zu geschehen pflegt, dann liegt ihre Stärke in der leichten Reiterei; durch plötzlichen Überfall suchen sie den ersten Vorteil, schleudern ihre mit Stahlspitze bewehrten Wurfspeere, deren Bündel an ihrem Sattel hängt, verschwinden dann, um im gelegenen Augenblicke wieder

vorzubrechen. Das edle Roß ist hiebei ihr sorgfältig gepflegter Freund. Von semitischem Fußvolk sind kaum Großtaten bekannt. Überhaupt ist der Krieg nicht ihre Stärke. Die eigentlichen Handelsvölker, Phöniker und Karthager, führten ihre Kriege durch Söldner, zu welchen sie vorzugsweise europäische Nordländer anzuwerben pflegten. In solchem Falle war der Krieg, wie im heutigen England, ein Teil ihrer kapitalistischen Wirtschaft, seine Eröffnung niemals, wie bei Ariern oder Turaniern, eine Frage des Stolzes, der Kriegslust, sondern der bitteren Notwendigkeit, was nicht hindert, daß sie sich — man denke an die Verteidigung von Tyrus gegen Alexander, von Karthago und Jerusalem gegen die Römer — verzweifelt geschlagen haben.

Wie die alte Geschichte uns die Semiten zeigt, sind sie nicht bloß im Handel, sondern auch im Landbau und den Gewerben den beiden anderen Rassen weit überlegen. Als Landwirte gewinnen sie Weizen, Wein, Öl, auch Gewürze und Wohlgerüche. Weinstock, Olive, Feige, Dattelpalme, auch Zypresse ihre Lieblingsbäume. Intensive Gartenwirtschaft mit besonders geschickter Benützung der Bewässerung ihre Stärke. Das Alte Testament der Israeliten zeigt uns den weitverbreiteten Typus des einfachen, in Sonnenbrand arbeitenden, auf Terrassenanlage und Zisternen angewiesenen Gärtners und Kleinbauern, und dieser letztere Betrieb ging auf alle Küsten des Mittelmeeres mit ihren meist felsigen, dürren und knapp entwickelten Uferstrecken über, während die punischen Kaufmannsstädte in ihren Küstenebenen bereits landwirtschaftliche Großindustrie auf höchst fruchtbaren, stark gedüngten und wohlbewässerten, von Sklaven bestellten Latifundien pflegten, welche (in Tunis) später an Römer und dann an Vandalen übergingen und nicht wenig dazu beitrugen, beide zu Grunde zu richten.

Mit diesem hochentwickelten Landbau gingen technische

und gewerbliche Künste Hand in Hand. Die Großindustrie hat wahrscheinlich in Babylonien das Licht der Welt erblickt. Spinnerei, Weberei, Färberei, Bronze, Kunstgewerbe mit uralten, heute noch unübertroffenen Mustern. An die Gewerbe schloß sich, wie immer, eine kluge und kraftvolle Technik. Phöniker waren die Ingenieure der Perserkönige und Alexanders, die Erbauer des Salomonischen Tempels. Europa empfing das Zahlensystem und die Schrift von Semiten. Daß sie auch von anderen lernten, sie selber vielleicht ein Mischvolk, keine „Rasse" waren, mag die Zukunft erweisen.

Ihr Ideal ist das großstädtische Leben mit vielerlei Tätigkeit, Anregung, Prunk, Aufzügen, Zirkus, Theater, Bädern und öffentlichen, zuweilen grausamen Spielen. Ihre Schwäche liegt in ihrer Stärke, nämlich in der rücksichtslosen Geltendmachung ihrer älteren Erfahrung in Handel und Wandel, in einseitiger Übung der Verstandes- und Geldmacht. Am Phöniker tadelte das Altertum die Herrschsucht (philarchia), Gewinnsucht, harte Behandlung der Unterworfenen, woher zahllose Aufstände, Gewalttaten, Grausamkeiten entsprangen. Aus diesem Grunde, da die Politik auf Kompromissen mit gegenseitiger Billigkeit beruht, weiß die Geschichte von festgegründeten, lange blühenden Semitenreichen wenig zu berichten. In den mesopotamischen Geländen sprachen arische, turanische, hamitische Elemente mit. Wie kurz war das Reich der Philister, Davids, der Syrer! Auch heute gibt es keinen semitischen Großstaat.

In bemerkenswertem Gegensatz zu dieser politischen Schwäche steht die Schöpferkraft der Semiten in der Religion. Da die Semiten, von denen die drei großen Religionen, Judaismus, Christentum und Islam, ausgingen, zugleich an der Spitze der Bildung der damaligen Zeit standen, da sie insbesondere in den Naturwissenschaften, wie in Technik und Industrie (mit den Ägyptern) die Lehrer der Griechen waren, so zeigt es sich, daß es ein Irrtum ist, wenn man

Religionen als wildwachsende Zufallspflanzen ansieht: sie sind vielmehr Blüten hoher geistiger Kultur. Der große Erlöser von Aberglauben und ins Maßlose zerfließenden und dann immer vom Egoismus ausgebeuteten Überglauben sind die Naturwissenschaften. Man muß wohl annehmen, daß es die in Vorderasien zu verhältnismäßig größter Entfaltung gelangten Naturwissenschaften waren, welche gleichsam als Wächter an der Wiege jener Glaubenssysteme standen und denselben jenen im ganzen maßvollen und verständigen Charakter aufprägten, die ihnen — zur Ehre der Menschheit sei es gesagt — zugleich den größten Erfolg verschafften.

Ihre Glaubenssysteme, nicht unbeeinflußt durch die Alleinherrschaft ihrer südlichen Sonne in der Natur, beruhen auf Monotheismus, verkündet durch Propheten. Ihre lebhafte Phantasie setzt sie über manche Bedenken des Nordländers hinweg; ihre Religionsstifter glauben selbst an die Wunder, die sie tun; sie haben die Tatkraft, ihre innerlich errungene Überzeugung als Lehre zu verbreiten, und ihre Schüler besitzen das dramatische Talent, sie anderen glaubhaft zu machen. Der Kern ihres Glaubens liegt nicht in den Glaubenssätzen, sondern, wie bei jeder echten Religion, im Gefühle inniger Verbindung mit Gott. Deshalb konnte Beaconsfield (im „Tancred") einen Beduinenhäuptling sagen lassen: „Mag man am Dasein von Einhörnern zweifeln — an einem kann nicht gezweifelt werden, daß nämlich Gott nie mit einem Manne, der nicht Araber war, geredet hat."

Durch ihre Glaubenssysteme haben auch die Semiten am stärksten und nachhaltigsten auf Europa eingewirkt. Der Judaismus ist die Religion eines von starken Instinkten bewegten, leidenschaftlichen Stammes, der jedoch wegen seiner gefährdeten geographischen Lage und seiner Kleinheit sehr oft fremder Unterdrückung verfiel und schließlich, aus der Not eine Tugend machend, zwischen explosiven Ausbrüchen

und passiver Geduld hin- und herschwankt. Ausgeglichener, weltbürgerlicher, menschlich freier erwuchs aus dem Judaismus das Christentum. Schon an seiner Wiege standen nordische Einflüsse, wie schon das spätere Verbreitungsgebiet des neuen Glaubens zu beweisen scheint. Die düstere, erzwungene Entsagung des gedrückten Juden erfuhr ihre Veredelung durch den alle Fesseln überwindenden griechischen Geist und, beide vereinigt, wurden der hoffnungsreiche Glaube und die praktische Stütze der Armen und Verlassenen im Umkreise des auf einer breiten Grundlage von Sklaverei aufgebauten Römerreiches. Als der Germane, das frische Weltkind, hinzutrat, erlag Rom, und das Christentum erlitt eine neue Umbildung, indem einerseits die zur Herrschaft gelangten Germanen eine Anzahl wichtiger Zugeständnisse erzwangen (Madonnendienst, Heiligenverehrung als Überrest des germanischen Polytheismus, Wallfahrten, Naturkult), andrerseits ein druidisch-hierarchisches Element hinzutrat, das im westlichen Afrika und Ägypten seine Heimat zu haben scheint und in Spanien und Frankreich auf die neue Religion Einfluß gewann.

Die Religion des Islam war eine Schöpfung, universeller und aus einem größeren Volks- und Ideenkreise geboren als der Glaube Jehovas und zugleich weit echter semitisch als das Christentum. In seinen Hauptsätzen von streng monotheistischer Einfachheit und im Kulte ansprechend, enthält der Islam eine sehr starke Beimischung weltlicher Absichten. „Der Islam ist nicht nur, wie man oft annimmt, ein Glaube der Hirten, sondern eine Religion von Kaufleuten, und Geld spielt früh schon unter seinen Anhängern eine große Rolle." (J. Braun.) Mekka war eine Stätte des Welthandels, seine Verbindungen reichten nach Abessinien und Indien. Wie v. Kremer nachwies, bildeten die Bekenner des Islam eine Genossenschaft für Glaube, Krieg und Landerwerb von den „Ungläubigen". Der Satz, daß

der Zutritt zu diesem Bunde jedem, ohne Unterschied der Rasse, offen stand, entsprang ebenso sehr der damals schon bestehenden Völkermischung Vorderasiens und Nordafrikas, als er auch wieder, in Verbindung mit der Vielweiberei der Vornehmen, zur Grundlage neuer Mischungen geworden ist. In die abgelebten, verworrenen Verhältnisse des sinkenden Römerreiches fuhr der Islam mit überlegener, einfacher Wucht hinein. Das Christentum war die stärkste geistige, der Islam die stärkste kriegerische Welle, welche die semitische Rasse nach Europa warf.

Der europäische Stolz sträubt sich zuweilen gegen die Annahme starker semitischer Einwanderungen in unsern Weltteil, aber Anthropologie und Geschichte reden eine zu beweiskräftige Sprache. Daß Spartaner lebten, wissen wir doch nur durch die Athener, und daß Nordländer kämpften und siegten, das ist uns doch nur durch die mit semitischen Teilen versetzten Völker des Mittelmeeres berichtet worden!

Von den Niederlassungen und dem Sklavenhandel der Phöniker geschah schon im Früheren Erwähnung. Wahrscheinlich unter ihrem Einflusse kamen schon in vorgeschichtlicher Zeit syrische und vorderasiatische Stämme nach den Inseln und Halbinseln des südlichen Europa: Philister, Lyder, Myser, Karer u. a., welche in den neuen Ansiedlungen als Liguren, Iberer, Etrusker, Siculer, Osker auftreten, oder wie immer deren Namen lauten mögen. Oft waren diese Kolonien geradezu „pamphylae“, das heißt aus Volk aller Art zusammengerufen. Ob daher die Ansiedler mehr oder weniger semitisches Blut enthielten, ob sie eine semitische, oder arische oder eine gemischte Sprache redeten, darauf kommt hier wenig an. Dreimal hat in geschichtlicher Zeit Kleinasien seine Sprache gewechselt: sollte es in den früheren Zeiten anders gewesen sein? Entscheidend ist in dieser Hinsicht das Beispiel der Jonier, deren starke Mischung mit semitischen Elementen jetzt, ungeachtet ihrer griechischen

Sprache, wohl allgemein anerkannt wird. Und es ist wohl zu beachten, daß unter den Griechen gerade Jonier — man denke an Milets achtzig Pflanzstätten und an Massilia — die tätigsten und glücklichsten Kolonisatoren waren.

Überhaupt bestanden zwischen Nordeuropa und dem semitischen Süden vielseitige direkte Beziehungen, die erst durch das Zwischenreich der Römer zerrissen wurden. In den Heeren Karthagos focht neben dem gebräunten, schwarzhaarigen Semiten und dem Neger der blonde Gallier, und unter der Mannschaft von Sidon und Tyrus wird es kaum anders gewesen sein. Der zweite punische Krieg zeigt uns das erste bekannte Bündnis und die Kriegsgenossenschaft zwischen einem nordeuropäischen und semitischen Volke; letzteres stellte Geld, leichte Reiterei und, als Hauptsache, die Führung Hannibals, ersteres stellte die Hauptmasse der Kämpfer, die denn auch regelmäßig den größten Verlust erlitt. Die Siege am Ticinus, an der Trebia, am Trasimenischen See und bei Cannae brachten Rom an den Rand des Verderbens. Der kluge Zauderer Fabius hat diesen Bund gesprengt, die Schlacht bei Zama den semitischen Teil vernichtet. Dann begegneten sich sechshundert Jahre lang europäische Nordländer und Semiten in Rom — als Sklaven. Aber ebensowenig wie Rom Germanien, die Hauptburg der Nordländer, bezwingen konnte, gelang ihm dies mit Arabien, der semitischen Schutzfeste. Des Augustus Feldherren versuchten es. Sie kamen bis auf drei Tagereisen vom Lande der Gewürze und sollen fast tausend Meilen südlich des Wendekreises vorgedrungen sein. Jedoch Hitze und Krankheiten trieben sie zurück. Später nahm Trajan diese Versuche wieder auf. Er zog siegreich den Tigris hinab und beschiffte als erster und letzter Römer den Persischen Busen. Seine Flotten verheerten das glückliche (südöstliche) Arabien. Aber sie behaupten sich hier so wenig, wie in den Wäldern Germaniens, und als Rom ausgelebt war, geht die Gewalt

von der Zwischenmacht wieder an die reinen Rassen über: Germanen und Araber teilen das Römerreich.

Es berührt eigentümlich zu sehen, wie als Andeutung kommender Geschicke im sinkenden Rom kurz nach dem Goten Maximin der Araber Philippus (im Jahre 244) den Kaisertron inne hat. Zweihundert Jahre später setzen sich die Araber in Bewegung, sie selbst, wie die Germanen zunächst als Hilfsvölker von den Römern gerufen. Als Kaiser Leo von Byzanz im Jahre 468 umfassende Rüstungen gegen das in Afrika aufgerichtete Germanenreich Genserichs macht, verband er sich mit den Arabern der Wüste und sendete ein Heer von Beduinen mit Rossen und Kamelen seinem Zuge voraus. Das Unternehmen mißlang, aber die Araber hatten wieder ihre alten Wege gefunden.

Es ist wahrscheinlich, daß in der Erhebung Mohammeds und seiner nächsten großen Nachfolger ein Rückschlag gegen die unersättliche Eroberungsgier der Römer lag, wie er bereits früher im Norden durch die Germanen erfolgt war. Auch kann der Gedanke an die durch das stete Sinken Roms frei werdende ungeheure Erbschaft mitgewirkt haben. Kaum hundert Jahre, nachdem die letzten Vandalen Karthago verlassen, stehen Araber vor den Toren, besetzen die Stadt und vertreiben für immer die byzantinischen Römer (im Jahre 684). Nun folgen sie den durch Überlieferung wohlbekannten Spuren ihrer phönikischen und insbesondere karthagischen Vettern nach Europa.

Das achte und neunte Jahrhundert zeigt uns die Islamiten in ihrer größten Macht und Ausdehnung. Sie bilden damals eine ungeheure, gegen Norden gekehrte Linie, welche von der Meerenge von Gibraltar bis zum Kaukasus und nach Indien reicht. Im Osten gewinnen sie einen Teil der persischen, einen Teil der indischen und später auch der kleinasiatischen Arier, wie sie auch Turanier sich angliedern, so vor allem die türkischen Völker. So bewährt sich der

Glaube als semitisches Machtmittel, indem er ihnen auch Kräfte der mehr kriegerischen Rassen dienstbar macht. Im Westen sind sie anfangs ebenso glücklich. Nordafrika fällt ihnen zu, und sie greifen tiefer in das Binnenland ein, als selbst die Römer, obwohl sie mit den Berbern harte Kämpfe zu bestehen haben. Sie nehmen Sizilien, Sardinien, Korsika, die Balearen, setzen nach der pyrenäischen Halbinsel über und erobern deren schönsten Teil. „In achtzig Jahren ist vom Ebro bis zum Ganges der Islam Gesetz, in Ländern, an deren Eroberung die Römer ein Jahrtausend gewendet haben." (Joh. v. Müller.) Dies erklärt sich, abgesehen von dem Haß der Völker gegen die römisch-byzantinischen Finanzkünste, teils aus ihrer günstigen geographischen Stellung, teils aus vorteilhafter Benützung der Wüste als Straße der Vortruppen, wodurch sie, von Arabien aus, im Osten bis Babylonien, im Westen bis zum Atlas gelangten, teils endlich aus alten ethnologischen Verbindungen: „Es ist merkwürdig, daß die mohammedanischen Araber und Mauren zur Zeit ihrer weitesten Ausdehnung ziemlich genau so viel von Europa (Spanien und die Inseln in beiden Kammern des Mittelmeeres) innegehabt haben, wie die Phöniker zur Zeit ihrer größten Macht." (J. G. Kohl.)

Die Islamiten gehen aber weiter und nehmen die Eroberung von Europa ernstlich in Angriff. Schon im Jahre 717 hatten sie Byzanz zu Wasser und Land bestürmt. Doch erwies sich diese unvergleichliche Festung, an welcher die Goten gescheitert waren, auch für die Semiten als uneinnehmbar. Hier zurückgeschlagen, machten sie den Versuch, von der pyrenäischen Halbinsel aus Europa aufzurollen. Während sie an den Küsten Italiens landen, erobern sie die Grafschaft Narbonne in Gallien, zeigen sich in der Provence, an der Rhône, und dringen bis zur Loire, überschreiten also schon die bedeutungsvolle Wasserscheide, welche die atlantischen Teile Europas von den mittelländischen trennt.

Da islamitische Scharen gleichzeitig im Nordwesten des Schwarzen Meeres landen und im Norden der unteren Donau kämpfen, so ist ein planmäßiges Vorgehen zu erkennen: wäre es ihnen gelungen, die räuberischen Avaren, die damals in Ungarn saßen, in ihr Interesse zu ziehen, so konnten sich die von der unteren Donau einerseits und von Südfrankreich andrerseits vordringenden Islamiten in dem europäischen Mittellande Deutschland die Hand reichen, und es stand dann sehr zweifelhaft um die Selbständigkeit des Weltteils. Diese Gefahr ward durch die Schlacht bei Tours und Poitiers in den Ebenen der Loire, des alten Grenzflusses zwischen Nord und Süd, im Jahre 732 abgewendet. Karl der Hammer mit seinen damals noch ganz deutschen Franken, auf das kräftigste unterstützt von den Austrasiern (den in der Heimat gebliebenen deutschen Stämmen), wies die Islamiten im Westen für immer vom mittleren Europa zurück.

Karl der Große suchte sie in Spanien auf, richtete das Land zwischen Ebro und Pyrenäen als Grenzmark ein und ermutigte die Goten in Asturien und Galicien zu ausdauerndem Widerstande, der endlich nach sechshundert Jahren zum völligen Siege und zur Wiedergewinnung der pyrenäischen Halbinsel für die Europäer führte.

Unter Karls schwachen Nachfolgern begegnen wir semitischen Überfällen in Italien bis in die Alpen hinein. Sie behaupten sich an der Riviera, setzen sich am wichtigen Passe über den kleinen St. Bernhard fest, der ins Wallis führt, und richten die alte Peterskirche in Rom zu einem Stalle ein im Jahre 855. Zu Ende des 10. Jahrhunderts schlagen sie noch das Gefolge eines deutschen Kaisers (Ottos II.) in Kalabrien. Aber doch sind dies nur kleinere Anläufe. Der mächtige Schwung des neuen Glaubens ist dahin. Sardinien verlieren sie zu Anfang des 11., Sizilien zu Ende desselben Jahrhunderts. Die meist schlecht geleiteten Kreuzzüge des 11. und 12. Jahrhunderts, sowie die Seezüge

Karls V. nach Algier und Tunis im 16. Jahrhundert können ihnen wenig anhaben. Im übrigen sind nicht mehr Semiten, sondern Turanier mit semitischem Glauben — die Osmanen — die Vorkämpfer des Morgenlandes gegen Europa geworden.

Das Mittelmeer, einst das große Völkerband, scheidet seit dem Siege des Islams zwei Welten: Germanen und Araber, Christen und Mohammedaner. Ohne ihre geistlichen Leiter würden sie sich vielleicht vertragen haben. Die Rolle, welche Sarazenen am Hofe Kaiser Friedrichs II. spielten, ist bekannt. In Spanien und Kleinasien nahmen die Araber die Sitten der nordischen Ritter an, sie veredelnd. In Spanien war ein Mischvolk von guten Anlagen und eine zugleich ritterliche und gewerblich-künstlerische Mischkultur im Entstehen. Auch in der Provence lassen sich verwandte Einflüsse verfolgen. Wohl ist es richtig, daß die „arabische Kultur" keine ursprüngliche ist, daß ihre besten Teile, wie schon Schlosser hervorhob, aus griechischer, persischer und indischer Quelle stammen. Aber die Araber haben sie aufgenommen und verstanden, was sich von den in Europa zur Herrschaft gelangten germanischen Grundbesitzern nicht immer sagen läßt. Im ersten Jahrtausend nach der Teilung haben Araber die römische Erbschaft besser genützt als die Germanen, und erst mit Beginn des zweiten Jahrtausends gewinnt der Europäer in Wissenschaft, Industrie, Kunst und Tüchtigkeit aller Art die Vorhand.

VI.

Heil und Heimat der Semiten ist die Wüste, der Germanen Wald und Berg, der Turanier die Steppe. Ihr Mutterland ist Hochasien, der entscheidende strategische Punkt der alten Welt, von wo die Gewässer herabrinnen und Pforten erschlossen und Wege gebahnt haben für die Reiter-

völker, die nach allen Seiten rundum, nach China, Indien, Persien, den Euphratlanden, Vorderasien und Europa, herabstürzen.

Nach Europa kommen sie durch die kaspische Senkung und werfen sich, Rußland durcheilend, entweder auf Schlesien oder auf Ungarn. Letzteres, das sie öfter durch die Pässe der Marmaros als durch Rumänien erstreben, ist ihr Lieblingsziel, ihr an Weide und Wein reiches Lieblingsland, von wo sie strahlenförmig ihre Raubzüge gegen den Westen und Süden eröffnen. Wie das Rhônetal der Semitenweg, so ist das Donautal die breite Straße, auf welcher die Turanier verderbenbringend daherjagen.

Nomaden, die nach Jahreszeit und Gelegenheit die Weideplätze wechseln, brauchen sie für ihre Lebensnotdurft ein sehr weites Gebiet: auf einer Fläche, wo tausend Ackerbauer wohnen, finden nur wenige Nomadenfamilien ihr Auskommen. Abgesehen von dem einen oder andern Sklaven, genügen als Hilfsarbeiter die Angehörigen; in Kriegen werden daher keine Gefangene gemacht, es sei denn zum Verkaufe, und wo der Verkauf nicht möglich, werden die Besiegten schonungslos getötet. Lassen sich jedoch Turanier in einem Lande dauernd nieder, so wußten sie wohl auch eine Art Feudalherrschaft einzurichten; in letzterem Falle verschonen sie die Bevölkerung, machen sie zu Knechten, benützen deren Kultur und haben, jedoch nur in Ostasien und Südasien, auch wohl blühende Reiche beherrscht, aber niemals, wie manche Forscher annehmen, deren Kultur begründet.

Unserem Weltteile zeigen sie durchwegs ein entsetzliches Antlitz. Als ob sie verzweifelten, in dem von Berg und Tal durchschnittenen Westen eine dauernde Heimat zu gewinnen, sind die Turanier hier immer als Zerstörer, als Großschlächter aufgetreten. Schrecken geht vor ihnen her, und die Wüste folgt ihnen.

Hören wir einige Schilderungen von ihnen!

Der Gote Jornandes beschreibt uns sehr anschaulich das erste von der Geschichte verzeichnete Erscheinen der Turanier in Europa. Damals, im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, fielen die Hunnen auf die Ostgoten, welche im südlichen Rußland, etwa am Don und der (damals größeren) Mäotis die Grenze gegen die kaspische Pforte hüteten. Eine Hirschkuh soll den Hunnen den Weg durch die Sümpfe gezeigt haben. Unerwartet brachen sie durch. Bei ihrem Betreten europäischen Bodens haben sie den Geistern ihrer alten Fürsten die ersten gefangenen Europäer geopfert. Dunkel sei ihre Farbe, unförmlich ihr Gesicht, die Augen klein, gleichsam nur Punkte; von bösen Geistern der Wüste seien sie gezeugt, und unter menschlicher Gestalt bergen sie tierische Wildheit. Dies die germanische Schilderung.

Ein Mann semitischen Geblütes, der römische Unterfeldherr Ammianus Marcellinus, zeichnet die Hunnen wie folgt: „Die Hunnen übertreffen alles, was man sich nur als höchste Barbarei und Wildheit denken kann. . . . Ihr untersetzter Körper mit außerordentlich starken Gliedern und einem unverhältnismäßig großen Kopfe gibt ihnen ein ungeheuerliches Ansehen: man könnte sie Tiere auf zwei Beinen oder Abbilder jener schlecht zugehauenen Holzbilder nennen, mit denen man die Brückengeländer schmückt. Sie kennen weder Haus, noch Hütte, noch Pflug, noch Gewürz und Feuer zur Speisebereitung. Ihre Herden folgen ihnen auf ihren Wanderungen und ziehen die Karren, in denen ihre Familie eingeschlossen ist. . . . Sie sind durchaus unfähig, als Fußgänger zu kämpfen, sitzen aber auf ihren kleinen, häßlichen, indessen unermüdlichen Pferden wie angenagelt. Mit fürchterlichem Geschrei werfen sie sich auf den Feind; finden sie Widerstand, so zerstreuen sie sich, um jedoch mit gleichem Ungestüm zurückzukehren. . . . Nichts gleicht der

Gewandtheit, mit der sie in außerordentlichen Entfernungen ihre mit spitzen Knochen versehenen Pfeile abschießen, die ebenso hart und tödlich sind wie eiserne. Im Handgemenge kämpfen sie mit einem Schwerte, das sie in der einen Hand, und mit einem Strange, den sie in der andern Hand führen, und womit sie den Feind, während er das Schwert abwehrt, umwickeln. Die Hunnen sind unbeständig, treulos, unstät wie der Wind, ganz von der Wut des Augenblicks fortgerissen. Ebensowenig wie die Tiere wissen sie, was ehrbar oder unanständig ist. Religion haben sie keine oder üben wenigstens keinen Kultus. Ihre vorherrschende Leidenschaft ist der Raub." Ganz ähnlich werden uns von Otto von Freysingen im 12. Jahrhundert bis zum Slawen Mickiewicz im 19. Jahrhundert alle diese türkisch-mongolischen Völker geschildert; in Kriegsrat und Wildheit sind sie ursprünglich alle gleich, wenn sie auch bei längerem Verweilen an den Grenzen der Zivilisation in Sitte, Rasse, Typus bedeutende Veränderungen erleiden.

Von Attila selbst haben wir genügende Schilderungen, um in ihm den echten hochasiatischen Mongolen zu erkennen: „untersetzt von Gestalt, breit von Brust, hatte er einen großen Kopf, kleine tiefliegende Augen, schwachen Bart, eingedrückte Nase und eine fast schwarze Farbe", und Jornandes fügt hinzu: „so trug er alle Zeichen seines Ursprungs an sich". Auch wissen wir, daß ein Teil der Hunnen, der sich nicht so ganz dieses Typus erfreute, durch künstliche Mittel seine Kinder demselben zu nähern versuchte, indem man ihnen die Nase plattdrückte vermittels straff angezogener leinener Bänder, und den Kopf zusammenpreßte, um die Backenknochen mehr hervortreten zu lassen. Es gibt keinen besseren Beweis als diese merkwürdige Nachricht, um darzutun, daß echte Mongolen den Kern, die herrschende Rasse, die Aristokratie jener Nomaden bildeten. Damals waren platte Nasen und schwarze Haare modern, wie später, als die Germanen

gesiegt hatten, fünfzehnhundert Jahre lang Adlernasen und blonde Haare für schön und adelig galten!

In dem einförmigen Leben dieser Nomaden waren Krieg und Raubzüge lang ersehnte Erholung. Noch aus dem 16. Jahrhundert wird uns von den Tataren der Krim das folgende gemeldet. Jährlich im Winter versammelte sich am tauriſchen Isthmus von Perekop das Heer des Chans. Jeder Tatar brachte außer seinem Reitpferde noch zwei oder drei Handpferde an Lederriemen geführt. In manchen Jahren zogen 80.000 Mann mit 200.000 Pferden aus, und diese ungeheure Masse setzte sich in einer Breite von sechs Meilen gegen Westen in Bewegung. Ihr gewöhnliches Ziel waren Podolien und Volhynien. Dort bildeten sie ein großes Viereck und umschlossen nun den unglücklichen Landstrich. Nichts, weder Mensch noch Tier, konnte entkommen. Was sich wehrte, ward niedergemetzelt. Menschen und Nutztiere wurden umkreist, enger und enger zusammengescheucht, gefesselt und dann gefangen fortgetrieben. Nur vierzehn Tage dauerte ein solcher Überfall, denn länger reichten die mitgeführten Vorräte nicht, aber diese Zeit genügte, um oft 50.000 Menschen einzufangen und eine Fläche von dreißig Geviertmeilen gänzlich zu verwüsten. Die Gefangenen wurden in den Häfen der Krim als Sklaven verkauft. Man nannte dies „die Länder wie im Schleppnetz ausfischen". War der Markt günstig, so folgten sich die Raubzüge rascher. Die Avaren sollen von einem einzigen Einbruche auf die Balkanhalbinsel 300.000 Gefangene heimgetrieben haben. Die letzten Ausläufer dieser angenehmen turaniſchen Gewohnheit konnte man noch im 19. Jahrhundert bei den Turkmenen sehen, welche auf Perser Jagd machten, bis die Russen sie eines Besseren belehrten.

Jagd und Raubfahrt waren bei den Turaniern die Vorschule des Krieges. Kriegsregeln und Kriegsgesetze kannten sie nicht. Vorher den Krieg anzusagen und das Walfeld

zu verabreden, wie die Germanen pflegten, ward von den Turaniern als Torheit verlacht. Im Gegenteil rechneten sie sich den Überfall als Ehre an. Allen Völkern des Altertums und Mittelalters waren sie in Bezug auf äußerst strenge Kriegszucht überlegen; von sämtlichen Ariern kamen ihnen nur die Makedonier und Römer darin gleich. In der Tat setzt ihre Angriffsweise, soll sie nicht für sie selbst höchst gefährlich werden, eine vollendete Disziplin und Übung voraus. Schon das blitzschnelle Erscheinen, der die Erde erschütternde Anprall der im Galopp heranjagenden Pferdemassen brachte Schrecken. Der dann erfolgende Pfeilschauer riß Lücken in die feindliche Ordnung; in diese Lücken einzubrechen, dieselben zu erweitern, durch Umreiten und Umschwirren die Herzen zu lähmen und die Sinne der Erschreckten zu verwirren, die Tapferen durch verstellten Rückzug zur Auflösung der geschlossenen Scharen zu verlocken, das war ihr Plan. War einmal die Ordnung gebrochen, so gab es in der Regel keine Rettung mehr. Es begann das Niedereiten, das Niedermetzeln. So kämpften Skythen, Parther, Hunnen und alle ihre Nachfolger.

Alexander von Makedonien und die Römer besaßen Scharfblick und auch Reichtum genug, um alsbald die geeignete Abwehr zu schaffen. Bei dem ersten Zusammenstoß mit den skythischen Reitern (dort, wo heute Turkmenen wohnen) erlitten die makedonischen Truppen eine Niederlage; Alexander selbst ward zweimal verwundet. Aber als ihm die Skythen den Übergang über den Oxus streitig machen wollten, warf er sie erst durch seine Artillerie nieder, setzte dann über den Fluß und das wohlberechnete Zusammenwirken seiner stahlgepanzerten Reiter und des trefflichsten Fußvolkes hatte bald den Turaniern ihr Umschwärmen und Überflügeln verleidet. (Arrian IV, p. 4.) Ähnlich machten es die Römer. Nach Dio Cassius (49, 30) trafen des Antonius Schleuderer weiter als die parthischen Bogenschützen und

verwundeten alles. Ein andermal bildeten die Römer eine „Schildkröte", sogar die Rosse waren auf die Knie gesunken, und die heransprengenden Parther, welche alles von ihrem Pfeilregen getötet glaubten, waren nicht wenig überrascht, wie aus der Schildkröte ein überwältigendes Leben hervorbrach. Gegen solche Übung und Kriegszucht hielten selbst die Parther nicht stand, wie denn auch die großen Niederlagen, die sie den Römern beibrachten, nicht sowohl im Kampf als durch den Wassermangel der Wüste entstanden.

Anders und ungleich günstiger für die Turanier stand die Wagschale zwischen ihnen und den nordeuropäischen, kleinasiatischen, persischen und indischen Ariern. Die letzteren, als Ackerbauer über weite Räume verteilt und selten unter sich einig, konnten den plötzlich heranstürmenden Reitermassen regelmäßig nur kleine Minderheiten entgegenstellen. Ihre Länder und Heere wurden nach dem Grundsatze „teile und vernichte" behandelt. Sodann fehlten ihnen, mindestens in Deutschland und Rußland, bis tief ins Mittelalter hinein die rechten Schutzwaffen gegen den turanischen Pfeilschauer. Zogen sie sich aber in ihre Höfe und Burgen zurück, so boten diese, da sie bis ins 10. Jahrhundert weit überwiegend aus Holz bestanden, den Brandpfeilen der Nomaden ein stets gefährdetes Ziel. Heute noch sieht man in den österreichischen Marken im Donautal die rings von Gebäuden umschlossenen Bauernburgen, aber man gewahrt auch heute noch deren Schindeldächer, die wie die von Cooper geschilderten Holzhäuser der auf Indianergrund angesiedelten ersten Europäer in Nordamerika oft genug von den Pfeilen der Hunnen, Avaren und Magyaren in Brand gesteckt wurden. Die aus den Höfen Flüchtenden wurden dann die leichte Beute der zahlreichen, wohlbewaffneten, windschnellen Räuber. Auch die Deutschen haben allmählich sich der Turanier zu erwehren gelernt. Auch die Deutschen (König Heinrich der Burgenbauer) verstanden sich zu Steinbau und städtischem

Wohnort. Wie Alexander und die Römer, fanden auch die Westgoten Torismunds, fanden Karl der Große und Heinrich I. in der Schaffung einer gepanzerten, schweren Reiterei und Wiederherstellung strengster Kriegszucht das geeignete Kampfmittel gegen die Turanier. Aber solche Einrichtungen kosteten große Opfer an Geld, an Bequemlichkeit, an Ungebundenheit, und regelmäßig gingen entsetzliche Verluste und Niederlagen vorher, bis die armen und freien Völker des Nordens sich zu solchen Opfern entschlossen.

Dazu kam noch der Umstand, daß die Turanier nur unter hervorragenden Führern und dann in vollster, nachdrücklichster Wucht gegen Europa heranritten. Im einfachen Hirtenleben unzerstreut, sind bei ihnen Gedächtnis und Phantasie ungemein stark. Vambéry ward von Mongolen (die ihn für einen Türken hielten, da er verkleidet reiste) gefragt, ob er ihnen zürne, daß sie der Türken großen Sultan Bajasid geschlagen und in einen Käfig gesperrt? Das geschah bekanntlich bei Angora im Jahre 1402. Und Huc und Gabet berichten uns, daß mongolische Stämme an der chinesischen Grenze heute noch flehen: „o großer Timur, wird deine mächtige Seele bald wiedergeboren werden? Kehre zurück, komme wieder, wir harren deiner, o Timur!" Solche Führer erscheinen dann als Abgesandte Gottes, wenn nicht selbst als Götter. Attila ward durch Überreichung eines in der Steppe aufrecht stehend gefundenen Schwertes zu seiner wilden Aufgabe erlesen und Dschingiskhan achthundert Jahre später in der Reichsversammlung an den Quellen des Flusses Sagalin von einem begeisterten Seher zum König der Könige ausgerufen.

Mit diesen religiösen Springfedern verbinden jedoch diese „Geiseln Gottes" den kältesten und schärfsten Verstand. Darin zeigt sich das hohe Alter ihrer Völker, große Erfahrung, asiatischer Ursprung. Ihrer Stellung auf dem „Dache der Welt" verdanken sie einen großartigen Über-

blick; sie beraten, ob sie zuerst China oder Indien oder Europa angreifen sollen. Wie aus der Erzählung des Priscus hervorgeht, kennen die Hunnen sehr genau die Grenzgebirge Persiens und wissen, daß ihre Stammverwandten nahe bei Medien wohnen. Besonderes Augenmerk haben sie auf die Pässe gerichtet. Spione und Emissäre gehen ihren Heeren voraus. Attila sprach den Deutschen von einer Teilung der römischen Erbschaft, und den Römern erklärte er, das Land nördlich der Donau gehöre den Hunnen, das Land südlich der Donau bleibe den Römern. Und glaubt man nicht das Testament Peters des Großen zu lesen, wenn man erfährt, daß Attila, bevor er nach Châlons zog, sowohl die Römer gegen die Westgoten, wie die Westgoten gegen die Römer aufhetzte und beiden einzeln sein Bündnis versprach? „Ausflüchte schaffen, zur rechten Zeit Unterhandlungen anknüpfen, die einen mit den andern verwickeln wie die Maschen eines Netzes, in welchem sich der Feind endlich verfangen mußte, den Gegner unablässig durch Schreckschüsse in Atem erhalten und namentlich abwarten, das war seine größte Kunst. Der nichtigste Vorwand war ihm häufig am willkommensten, wenn man ihm nicht Genüge leisten konnte; er stand scheinbar von ihm ab, erfaßte ihn von neuem, ließ ihn ganze Jahre hindurch schlafen, aber niemals gab er ihn ganz auf. Ein sonderbares Schauspiel gaben die zahllosen Gesandtschaften ab, mit denen er besonders den Hof von Byzanz ermüdete." (Am. Thierry.) „Obwohl den Krieg liebend, zögerte er lange mit dem Losschlagen; die Hauptsache waren List und Klugheit." (Jornandes.) Sein Geschichtsschreiber Thierry nennt ihn „den größten der Barbaren, die beim Verfall des römischen Reiches erschienen", Bossuet „den schrecklichsten der Menschen". Beide haben in ihrer Art Recht. „Achtzig Jahre war es zweifelhaft, ob Europa den Hunnen oder Germanen gehören sollte." (Joh. v. Müller.)

Achthundert Jahre nach Attila erneuerten Dschingis-

khans Nachkommen den Sturm gegen Europa in großem Stil. Gleichzeitig fürchteten die italienischen Städte für ihren Handel in Kleinasien und ward durch den Schrecken vor den Mongolen der Heringsfang an der englischen Küste gestört. Aber die vergeblichen Belagerungen der schlesischen und mährischen Städte, dann die Schlacht bei Wahlstatt verleideten ihnen Europa. Nur Rußland blieb zweihundert Jahre unter ihrer Herrschaft, und erst als innere Streitigkeiten unter den Mongolen das Reich in mehrere Teile zerrissen, erlangten die Zaren wieder ihre Selbständigkeit.

Die letzte Welle, die Mittelasien nach Europa warf, waren die Osmanen. Aus Turkestan nach Kleinasien gelangend, unterwegs zahlreiche arische und semitische Bestandteile aufnehmend, drängten sie sich zwischen beiden großen Pässen. Was weder den Deutschen noch den Arabern gelungen war, gelang ihnen: die Eroberung von Byzanz und jener wichtigen Landengen, Inselketten und Meere, die allezeit die Verbindung zwischen Nord und Süd, sowie Brücken des Handels und der Bildung gewesen sind. Insofern haben die Türken einen großen und nachteiligen Einfluß auf das ganze östliche und mittlere Europa ausgeübt.

Die Taten Attilas, Dschingiskhans, der osmanischen Sultane sind von der Geschichte beobachtet und verzeichnet worden, aber vor aller Geschichte hatten sie Vorgänger. Der Beweis dafür liegt in der ungeheuren Ausbreitung des turanischen Stammes. „Ein Dritteil des Menschengeschlechts ist mongolisch.“ (Ratzel.) Was insbesondere Europa betrifft, so ist die moderne Anthropologie geneigt, die breite Bank von Brachykephalen, welche durch das Donautal aufwärts in die Schweiz und bis tief nach Frankreich hineinreicht, von turanischen Einflüssen herzuleiten, die voraussichtlich alle ähnlich verliefen, wie die von der Geschichte beschriebenen. Die meisten großen Bewegungen unter den Völkern wurden von Turaniern hervorgerufen.

Obwohl Turanier das Kalifat vernichteten (1258), haben doch Semiten weniger unter ihrer Wildheit gelitten, als die Arier. Die Mittelstellung der letzteren zwischen Turaniern und Semiten war im voraus die denkbar ungünstigste; die Linie ihrer Ansiedlungen zwischen dem Nordwesten Europas und Indien ward daher wiederholt und auf das empfindlichste von Turaniern durchbrochen. Die Einbruchstellen der Turanier gegen Iran sind: Afghanistan und Turkestan, die persische Pforte im Süden des Kaspischen Meeres, zeitweise, doch selten der Isthmus des Kaukasus, endlich die mehrfach erwähnte Senkung zwischen Ural und Kaspisee. Auf dem ersteren Wege gelangen sie nach Indien und Persien, auf dem zweiten nach Persien und den Euphratländern, auf dem dritten nach Kleinasien und Syrien, auf dem vierten und letzten nach Europa.

Wo sie ankamen, breitete sich die Barbarei aus. Schon Herodot sagt: „Das Schwarze Meer hat die ungebildetsten unter allen Völkern zu Anwohnern.“ Das machte die turanische Nachbarschaft. „Als die Hunnen an der Donau sich niederließen, bekam in der von ihnen besetzten Gegend alles ein anderes Ansehen. Die ersten von den Goten geschaffenen Spuren der Kultur wurden aufgegeben, das seßhafte Leben verschwand; dagegen kehrte das Nomadenleben in seiner ganzen Roheit zurück, und der Landstrich, der von der unteren Donau nach dem Kaspischen Meere und das Schwarze Meer entlang führt, war jetzt nur der Paß, durch welchen Horden und Herden hindurchzogen.“ (Thierry.) Das wiederholte sich bis zur Gegenwart vier- oder fünfmal; und wie oft mag es in früheren, unbekannten Zeiten geschehen sein! So ward durch Turanier immer wieder vernichtet, was fleißige Semiten und Arier geschaffen hatten, und die Kultur der alten Welt ward durch sie in ungezählten Fällen unterbrochen, aufgehalten, aus dem ruhigen Gang der Entwicklung gestürzt. Wie sie einst die zwischen Römern und Germanen einge-

leitete Verschmelzung in den Wirbelwind der Völkerwanderung verkehrten, so war stets ihre Wirkung irrationell, rein gewalttätig, die kalte Zerstörung und Ableugnung des Fortschrittes.

Das Aufhören ihrer Macht, die Befreiung des Weltteils von der Furcht solcher Rückfälle war für lange das größte Ereignis der Neuzeit im Auge desjenigen, der Europa aus der Vogelschau betrachtet.

VII.

Zwischen dem Zeltlager am Baikalsee, der arabischen Kaufmannstadt Mekka und dem Teutoburger Walde bewegt sich die Geschichte der Welt.

Die außereuropäische Herkunft der Semiten und Turanier ist anerkannt, dagegen ein Beweis für fremde Abstammung der Germanen nie erbracht worden. Einer der schärfsten Beobachter aller Zeiten, Tacitus, welcher die Deutschen mit der tiefen Besorgnis und dem Mißtrauen des römischen Staatsmannes prüfte, nennt sie erdgeboren, durch Zuwanderung wenig gemischt, nur sich selber ähnlich, also, wie wir sagen würden, ein echtes Urvolk. Durch die Bibel beeinflußt und auf Erforschung der Sprachen gestützt, ließ man lange Zeit hindurch die Arier aus dem fernen Osten einwandern; betrachtet man nun jenes Land, wo außer Europa die dichteste Ansammlung arisch redender Menschen lebt, nämlich Indien, so zeigt sich, daß von dort in geschichtlicher Zeit mit Ausnahme jener verirrten Inder, welche einst ein Häuptling der Sueven als Merkwürdigkeit nach Rom sandte, oder etwa mit Ausnahme der Zigeuner, noch niemals Inder nach Europa wanderten. Darin hat Graf Gobineau durchaus Recht, wenn er sagt, „aus Indien ist nie ein Volk zurückgekommen". Wohl aber fanden Makedonier und Griechen die Pfade nach Indien, und — wahrlich

ein nicht zu verachtender Beweis — auch heute stehen dort Europäer, Germanen, als Krieger, Eroberer und Herrscher. Entschieden ward jedoch die Frage der Herkunft der Arier durch die neuere Anthropologie, welche dargetan hat, daß diejenigen leiblichen Merkmale, die Rassenzüge der Arier, die von diesen selbst wie von ihren Nachbarn stets als kennzeichnend hervorgehoben wurden — hoher Wuchs, lange Schädel, blühende Gesichtsfarbe, lichte Haut, vorwiegend helle Augen und blonde oder hellbraune Haare — nur noch bei den Europäern, und zwar insbesondere bei den Bewohnern der atlantischen Teile Europas, sich zahlreich vorfinden.

Der Norden Europas ist die Heimat der Arier. Ihre nie von einem Eroberer betretene Hochwart, Schutzfeste, Zuflucht in der äußersten Gefahr, vielleicht einst heiligste Stätte (Upsala) ist Skandinavien. Es ist das Arabien der Arier. Ihr Hauptland und Mittelland, von wo die Wege nach allen Weltgegenden laufen, welches aber auch alle Stöße der Feinde auszuhalten hat, ist Deutschland; ihr offensiver Vorposten zur See England. Die offene Stelle, wo die Flanke der Nordeuropäer oft blutig aufgerissen ward, liegt im Donautal, dem Einbruchswege der Turanier, während im Westen das Rhônetal, der Semitenweg, den Kanal darstellt, auf welchem, neben Handel und mancherlei Kultur, durch Vermittlung Frankreichs geistige Strömungen zu den Ariern kamen, die kaum minder störend einwirkten, als die Verwüstungen der Turanier.

Wenn die Semiten als Handelsvölker, zuweilen auch als Verbreiter eines neuen Glaubenssystems, im ganzen als Vertreter einer älteren, südlichen Kultur nach Europa kommen, und wenn die Turanier als nomadische Reitervölker zerstörend, tötend oder knechtend über den Weltteil hereinbrechen, so erscheint der Germane seit Anbeginn der Geschichte als landbauender und auf Landerwerb bedachter Krieger, welchen zwei Dinge besonders auszeichnen: Familien-

sinn und der Glaube an Unsterblichkeit. Auf dem ersteren beruht die hervorragende Stellung der Frau und Mutter, daher die starke Volksvermehrung; auf dem letzteren die Kampfesfreude und Freiheitsliebe des Volkes, wodurch es, wenn auch mit ungeheuren Opfern, aller Angreifer Herr ward.

„Arm und trotzig" nennt Herodot die Perser, diese Eigenschaften eignen allen Ariern, zumal den Nordeuropäern. Armut war die Folge ihres rauhen Landes und des Mangels an Industrie. Die einheimischen Quellen der Produktion flossen dürftig, sie bestanden in Jagd, Fischerei und extensiver Landwirtschaft, bei welcher Viehzucht die Hauptsache war. Das heimische Reserveland war bald aufgebraucht. Für Rodungen in größerem Stil, für Entsumpfung der fetteren Tieflagen und für Eindeichung fehlten die Kapitalien. Die Anteile in der Markgenossenschaft oder die Stammgüter, worauf die Sippen der die große Mehrheit bildenden Freibauern saßen, waren unteilbar. Um keinen Preis duldeten unsere Vorfahren das Aufkommen schwimmender Volksmassen. „Der Grundstein der altdeutschen, der nordeuropäischen Verfassung war Unveräußerlichkeit des Familiengutes, Ausschluß der Weiber von der Erbfolge und zahlreiche Auswanderung." (Paul Roth.) Was sollten die jüngeren Söhne beginnen? Und als ob die Natur selbst die spätere Ausbreitung der edlen Rasse des Nordens und die von ihnen bewirkte Besiedlung der Erde hätte vorbereiten wollen, schloß sie in die rauhe kleine Schale Nordeuropas eine unerschöpfliche Produktionskraft ein!

Der Familiensinn, die blühende Nachkommenschaft der Germanen ist von den besten Kennern der Völker und ihrer Geschichte bemerkt und als wichtige kulturhistorische und politische Tatsache aufgezeichnet worden. Tacitus nennt das Familienleben der Deutschen „ihre stärkste Seite", und vierzehnhundert Jahre später schrieb Machiavelli: „Die Völker,

welche die nördlichen Länder jenseits des Rheins und der Donau bewohnten, in einer gesunden und zeugungskräftigen Gegend geboren, wuchsen öfter zu solcher Menge an, daß ein Teil derselben genötigt war, die Heimat zu verlassen und sich auswärtige Wohnplätze zu suchen." Auch Aventin hat diese Erscheinung wohl erkannt: „In Deutschland erwuchs viel mehr Volks denn in anstoßenden Ländern; je mehr ihrer erschlagen, je mehr ihrer geboren wurden . . . Von den Römern ward es die Werkstatt der Völker genannt." Ein andermal spricht Aventin von Deutschland „wo die Menschen auf den Bäumen wachsen und man die Leute schmiedet". Später sagt er: „Jährlich schoß man aus jedem Gericht und Dorf aus den hundertsten Mann. Je gereut sie's, je wurden sie erschlagen, je bliebens auch, je kamen sie wieder heim oder nahmen ander Land ein, vertrieben und erschlugen das alt Landvolk." Von Skandinavien gilt ganz das gleiche. „Von den Normännerzügen wird erzählt, es habe wegen der überflüssigen Volksmenge ein alter Gebrauch oder altes Gesetz im Norden bestanden, daß der jüngere Sohn, durchs Los genötigt, sein Glück in fremden Landen suchen mußte; auch soll der Vater gewöhnlich seine erwachsenen Söhne sämtlich vertrieben haben, einen ausgenommen, der ihn zu Hause beerben sollte . . . Wikingszüge waren das Geschäft des Sommers; man zog alljährlich aus beim ersten offenen Wasser, und das Frühlingsopfer im alten Schweden ward immer um Sieg zu erhalten begangen. Daher auch die entsetzlichen Folgen von Mißjahren: Hungersnot, Aufruhr, Opferung der Könige zur Sühnung der Götter, Wanderungen, um neue Wohnplätze aufzusuchen." (Geser.) Der Geschichtschreiber der Longobarden, Paul der Diakon, macht den guten Witz, „Germania sollte eigentlich heißen Germinania", und begründet dies weiter mit folgenden Worten: „Aus diesem volkreichen Deutschland nun wurden oft zahllose Scharen Gefangener fortgeführt und an

die südlichen Völker verkauft; oftmals sind auch viele Völker von da ausgezogen, weil das Land mehr Menschen hervorbringt, als es ernähren kann, und haben zwar auch Asien, aber vorzugsweise das ihnen näher liegende Europa aufgesucht." „Verfluchtes Volk", ruft Ammian aus, „seit undenklichen Zeiten wird es durch alle möglichen Unglücksfälle gezehntet, und nur um so stärker wächst es nach!" Weder die mit den unbegrenzten Mitteln des Römerreiches aus allen Weltteilen zusammengebrachten und auf das beste organisierten und geleiteten Heere, noch die geheimsten Künste der Diplomatie vermochten auf die Dauer den Deutschen etwas anzuhaben. „Seit zweihundert Jahren schlachten wir die Gallier" rief Konsul Manlius seinem Heere zu, als es mit den Galatern in Kleinasien zusammenstieß. Jede schwerere Verwundung zog nach dem damaligen Stande des Heil- und Verpflegswesens gewissen Tod nach sich. Die späteren Imperatoren führten geradezu einen Vertilgungskrieg gegen die Deutschen. Probus zahlte ein Goldstück für jeden Germanenkopf. Er und Claudius sollen über eine halbe Million Germanen umgebracht haben. Wietersheim-Dahn rufen daher mit Recht aus: „Geradezu grauenhaft sind die Menschenverluste, welche die nackten schlechtbewaffneten Nordländer alle diese Jahrhunderte hindurch immer und immer wieder erlitten an Erschlagenen, in die Sklaverei oder die Arena geschleppten Gefangenen, ganz zu geschweigen der nur als Ansiedler verpflanzten!" Am wenigsten der deutsche Kopf, nicht einmal die deutsche Faust — die deutschen Mütter haben das Römerreich besiegt; ihrer treuen Sorge für die Jugend, ihrer wirtschaftlichen Entsagung, ihrer Liebe zu Haus und Familie ist die stolze Wölfin erlegen. Sie machten wieder gut, was die Männer gegenüber Rom teils aus Unkenntnis der Politik, teils aus Rechthaberei, Hochmut, Ehrgeiz, ewiger Uneinigkeit und Unfähigkeit der Unterordnung gefehlt haben.

Große Völker gehören zum Stammschatze der Erde und ändern im Laufe der Jahrtausende ihren Kern nur wenig oder gar nicht. Die Analogie ist daher eines der stärksten Beweismittel in ihrer Geschichte. In den Jahren 1820 bis 1889 sind aus den germanischen Ländern des Nordens (Großbritannien, Deutschland mit der Schweiz und den beiden Niederlanden, sowie Skandinavien) etwa achtzehn Millionen Menschen ausgewandert. In den letzten Jahrzehnten beträgt das jährlich auszugsbereite Heer nicht weniger als eine halbe Million Menschen. Dabei geht noch die Volksvermehrung im Inlande im ganzen ihren stetigen Gang nach vorwärts. Solche Tatsachen, welche in den Rechnungen der Zukunft einen höchst wichtigen Zähler bilden werden, werfen auch in die Vergangenheit ihr Licht. Ohne Zweifel waren die Scharen, die einst der Norden Europas ausströmte, nicht entfernt mit der vorgenannten heutigen Massenbewegung zu vergleichen. Aber da auch alle anderen Verhältnisse entsprechend kleiner waren, so blieb die Wirkung eine nicht minder gewaltige. Wir gewahren dies am deutlichsten bei der sogenannten „Völkerwanderung", die nichts anders ist als eine von der Geschichte ausnahmsweise genauer beobachtete und unter besonders akuten Formen auftretende Wiederholung einer uralten Tatsache.

Denn das Wahrzeichen, unter welchem alle germanischen Völker an die Pforten des Römerreiches pochen, ist das Verlangen nach Bauland. Dies Verlangen wird in der Regel begründet entweder durch großen Bevölkerungszuwachs oder, häufiger noch, durch den Hinweis auf Elementarereignisse (Mißwachs oder Überschwemmung). Von dem Auftreten der Teutonen bis zur Schweizer Wandersage hört man immer dieselbe Melodie. Schon die Kimbern und Teutonen lassen dem römischen Senate vorstellen, „das Volk des Mars möge ihnen Land anweisen, nicht als Geschenk, sondern gegen Sold und Löhnung; dafür möge sich Rom ihrer Fäuste und Waffen

bedienen". Ganz ähnlich bieten fünfhundert Jahre später die Goten den Kaisern in Byzanz Kriegsdienste an und heischen dafür Land. Man sieht hier schon den Grundgedanken des Lehnrechts durchschimmern. Aber neben dem Ansinnen einer vertragsmäßigen Abmachung erscheint auch schon die Drohung mit Gewalt, und es ist bezeichnend, daß nicht aus Europas Mitte, sondern von links und rechts, aus Gallien und Scythien, diese rauheren Töne erklingen. Brennus erklärte den Römern, „er trage sein Recht im Schwerte; dem Tapferen gehöre alles". Und fast achthundert Jahre später ist uns ein Wort des Goten Fridigern aufbewahrt, welcher, mit seinen Kriegern in Thracien sich herumtummelnd, von den byzantinischen Römern mit blutigem Hohne sagte: „sie besitzen das Land mit demselben Rechte, wie die Viehherden das Land besitzen, worauf sie grasen." Je länger die Kriege mit den Römern dauerten, um so mehr mußte die Gewalt als Titel für Landerwerb in den Vordergrund treten. Allein, daß bei den Überflutungen südlicher Länder durch die Bewohner des Nordens die Gepflogenheit vertragsmäßiger Abmachung die uralte Regel war, das möchte sich ergeben aus der uns heute fast auffällig erscheinenden Sorgfalt, womit die Germanen der Völkerwanderung ihr Recht auf ein erobertes Land durch die byzantinischen Schattenkaiser sich verbriefen ließen, sowie ganz besonders durch die friedlichen und genauen Übereinkünfte, durch welche sie den Grundbesitz mit den Besiegten teilten. Auch war es eine aufrichtige und wirkliche Arbeitsteilung, die in den neuen Zuständen eintrat. Die Germanen übernahmen die Landesverteidigung, und damit fiel das staatliche Kriegsbudget weg und mit demselben eine entsetzliche, erdrückend gewordene Pyramide von Steuern und Lasten für die besitzenden, wie arbeitenden Klassen. „Die Wunden vernarbten allgemach und heilten; denn verglichen mit früheren Zuständen hatte man gewonnen. Die Ger-

manen brachten ein kräftiges Gemeinwesen, Ordnung, wohltuende Gerechtigkeit und Verminderung der Lasten. Ihre kernhafte Sittlichkeit verlieh dem Staatsleben einen Zug von Strenge und Lauterkeit, woran die Römer schon lange nicht mehr gewohnt waren." (v. Pflugk-Harttung.) Während vorher unter der Römerherrschaft in Gallien die blutigsten Bauernkriege stattfanden, wissen uns die (immerhin romanischen) Chronisten nichts, gar nichts von Aufständen der Provinzialen gegen die neuen germanischen Herren zu berichten. Diese Tatsache ist entscheidend. Die senatorischen Familien hatten gelitten, aber diese waren vielfach entartet; die Masse des Volkes befand sich unzweifelhaft in den neuen Verhältnissen besser. Noch im sechsten Jahrhundert flüchteten Römer aus den römisch gebliebenen Teilen Italiens nach Norden zu den Longobarden. Odoacer, Theodorich folgten römischer Einladung. Und daß es nicht bloß im sinkenden Römerreich so war, dafür liegt der Beweis in späterer Berufung germanischer Krieger durch Bevölkerungen, die, entweder vom Despotismus oder von inneren Zerwürfnissen erschöpft, an der Wiedererhebung aus eigener Kraft verzweifelten. Typisch in dieser Richtung ist die Erzählung des ältesten russischen Annalisten Nestor (um 1100), welcher berichtet, daß die slawisch-finnische Bevölkerung Rußlands Abgesandte nach Schweden schickte zu den Waregern, „welche Rus heißen", mit folgender Meldung: „Unser Land ist groß und gut und mit Jeglichem gesegnet, nur fehlt es an Ordnung; kommet seid unsre Fürsten und regieret uns." Kriegführung, Rechtsprechen, Ackerverteilung, das war die Kunst und gewissermaßen das Geheimnis der von Odin stammenden germanischen Edlinge. Und da sie bei der Teilung der staatlichen Arbeit den schwersten und gefahrvollsten Teil auf sich nahmen, waren sie in der Tat zur Herrschaft berufen.

Oft war die Zahl der in solcher Weise einwandernden Kriegersippen, als sie ihre neuen Reiche stifteten, keine große.

Kaufmann schlägt die Zahl der Franken auf etwa 1 Million an, Westgoten 1 Million, Burgunder $^1/_2$, Ostgoten $^1/_2$, Vandalen und Alanen $^1/_2$ Million Köpfe, zusammen also etwa $3^1/_2$ Millionen Menschen zur Beherrschung eines Gebietes von 40.000 Geviertmeilen und einer (damaligen) Bevölkerung von rund 30 Millionen. Die römische Bevölkerung war also zehnmal stärker. Gleichwohl ist keines der obengenannten Reiche von innen gestürzt worden und das Reich der Franken in Gallien und der Westgoten in Spanien dauern nun schon länger als das Römerreich.

Was wir „Völkerwanderung" nennen, ist nichts anders, als ein einzelner, durch besondere Katastrophen hervorragender Akt eines uralten Dramas. Es lebten Tapfere vor Alarich und Chlodwig, und es gab Völkerwanderungen vor der „Völkerwanderung". Die letztere ward besonders erschütternd durch zwei Umstände: einmal durch die von den Römern durch mehr als dreihundert Jahre folgerecht durchgeführte gewaltsame Zurückdrängung und Einschränkung der an Ausdehnung und Auswanderung gewöhnten nordischen Völker auf einen kleineren Raum, welchen Damm die zurückgestauten Gewässer im dritten und vierten Jahrhundert durchbrachen, und zweitens durch die Einmischung der wilden Turanier in diesen Vorgang. Was hier unter Sturmgetöse und Wogengebrüll geschah, hat sich in unvordenklicher Zeit vielleicht oft in gelassener Gestalt und möglicherweise als ruhig befruchtende Überflutung vollzogen.

In der Tat liegt in dem Anschwellen der nordeuropäischen Bevölkerung die stille Gewalt einer Naturmacht. Sie gleicht dem wachsenden Gletscher, welcher Felsen verschiebt; dem fallenden Strome, welcher Gebirge durchbricht, oder, besser gesagt, dem Naturteppiche der Alpen, welcher an der Stelle, wo ein Bergsturz niederging oder ein Wildbach ausbrach und weite Fluren mit Schutt und Geröll bedeckte, immer wieder ansetzt und immer wieder sein ernstes

Werk der Wiederherstellung beginnt, nicht ruhend, bis er die Öde wieder mit dem Leben grüner Matten überzogen hat. Die lachenden Auen, welche heute der Reisende in den Donauländern Niederbayern, Oberösterreich und Niederösterreich bewundert, haben in geschichtlicher Zeit dreimal solchen Wechsel erfahren. Kaum ist im sechsten Jahrhundert das Römerreich gebrochen und der Hunnensturm verjagt, so zieht der deutsche Adelige und Landmann ein zur Arbeit. Da kommen die Avaren und schlachten das Land aus bis zur Enns und weiter. Nachdem die Deutschen sie bezwungen, beginnt die Besiedlung, wie im blutigen Kentuky, aufs neue. Aber schon brechen die Magyaren herein, und wieder beginnt die Wüste, bis auch diese Unkultur gebändigt und in ein befreundetes Element verwandelt ist. Das Element der Verjüngung, welches denkende Forscher in Europa gefunden haben, beruht wesentlich in dieser Tatsache der stetigen Bevölkerungszunahme und dem Familiensinne der Völker, welche die atlantische Kammer des Weltteils bewohnen. Diese Eigenschaften sind es, welche Europa festen Halt geben. Sie haben vermocht, daß es alle Zerstörungen der Turanier überdauerte, und sie erbringen für denjenigen, welcher nicht nur an den Buchstaben, sondern auch an die Logik der Tatsachen glaubt, den Beweis, daß Nordeuropa in vorgeschichtlicher Zeit die Heimat der arischen Rasse und durch sie eine Hauptquelle der Kultur war, in demselben Sinne und aus denselben Gründen, aus denen es in geschichtlicher Zeit die Heimat der Nordamerikaner und Australier geworden ist.

VIII.

Neben dem Familiensinn wird als Eigenheit der europäischen Nordländer der Glaube an Unsterblichkeit besonders hervorgehoben. Diodor meint, die Deutschen hätten die Lehre des Pythagoras über die Unsterblichkeit. Was bei den Griechen die Lehre einzelner, war bei den Germanen Volksüber-

zeugung. In der skandischen Hervarasage sagt Hialmar zu Ottr: „Heut' Abend werden wir Odins Gäste in Valhöll sein", und in der Hromundarsage ruft Kari dem König Olaf zu: „Lebt wohl, ich werde bei Odin gasten." So sprach einst Leonidas zu seinen Genossen: „Frühstückt rasch, im Hades werden wir zu Mittag speisen." „Zu Odin fahren, zum andern Lichte hinüberfahren" war im Norden eine häufige Redewendung für „sterben". „Ins große Heer eintreten" kann man heute noch in demselben Sinne in Deutschland hören. Der Zweifler Lucan preist die Deutschen wegen dieses Glaubens glücklich (felices errore suo), und noch Petrarca sagt von ihnen, „sie sterben schmerzlos" (a cui 'l morir non dole). Die Lehre, daß keiner die Freuden Walhallas genießen werde, der nicht durch eine ehrliche Waffe umgekommen, mußte besonders tapfere Männer erzeugen. „Wer ist kühner als der Germane?" fragt Seneca. „Sie weinen, wenn sie im Bett sterben sollen, und jauchzen, wenn sie dem Tod in der Schlacht entgegengehen." (Valerius Maximus.) Und Sidonius sagt: „Nur der Tod überwältigt sie, nicht die Furcht; ihre Mienen drohen noch im Tode, ihr Mut überlebt sie." Der Tod überwältigte sie, aber er fand keine Feigen in ihnen, daher war es Brauch, daß Männer, denen der Tod in der Schlacht versagt war, sich mit der Waffe ritzen ließen. Der Glaube, daß der unblutige Tod durch Erhängen schmachvoll sei, rührt daher. Stehend den Tod zu erwarten, war ritterlich. Diese Sitte taucht im Altertum bei einzelnen aristokratischen Geschlechtern Roms auf: „ein Kaiser soll stehend sterben." (Vespasian.) Bei Germanen war sie häufig. Von Mansfeld wissen wir, daß er sich aufrichten ließ, als er den Tod nahen fühlte. Und Andreas Hofer wollte 1809 der todbringenden Kugel nicht kniend entgegensehen. Im englischen, nordamerikanischen und deutschen Volke ist dieser Brauch heute noch nicht erstorben.

Der Gefahr zu trotzen, galt bei Nordländern allezeit

für männlich. Aus uralter Zeit ist uns über Massilia überliefert worden, daß Gallier zuweilen in ihren Häusern verbrannten, weil sie nicht fliehen wollten, nicht einmal vor der Flamme: wer gedenkt da nicht eines nordischen Fürsten, welcher bei dem nächtlichen Erdbeben von 1885 an der ligurischen Küste, als er die ersten Stöße verspürte, „nur die Bettdecke ans Kinn heraufzog, weil er das Davoneilen für unschön hielt". In Esaias Tegnérs „Wikinger Recht" heißt es:

„Wenn es stürmet mit Macht, spannt das Segel zuhöchst,
So ist's lustig auf brausendem Meer —
Laß' es gehn, laß' es gehn — wer da raffet ist feig,
In den Strudel versinke Du eh'r."

Minder bekannt ist der von Menzel aus einer alten Reisebeschreibung genommene Zug, wonach deutsche Jerusalemfahrer noch im 16. Jahrhundert bei heftigstem Sturme, als sie glaubten, untergehen zu müssen, alle Segel aufspannten und todesfroh in die Wogen hinausfuhren.

Kaum eine andere Eigenschaft wird von den Römern so oft bei Nordländern erwähnt als dieser Trotz. Weil sie in jedem Augenblick geneigt sind, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, sind sie so frei. Freilich trotzen sie dem Nächsten und dem Nachbar, woraus die steten Zweikämpfe und Fehden entspringen, sie trotzen aber auch der Gefahr und dem Tode, ja sie trotzen selbst ihren Göttern, wodurch sie einerseits eine zumal in der nordischen Götterlehre hervortretende, fast ironische Freiheit der Auffassung sich bewahren, andrerseits aber auch, da doch entsagende Unterordnung unter ein höchstes Wesen den Stützpunkt der Religion bildet, nicht zu einer unbedingt festen, für alle Lebenslagen ausreichenden Weltanschauung gelangen. Gleichwie daher die Arier im allgemeinen in Bezug auf Religion die Schüler der Semiten sind, so blieben insbesondere die Nordeuropäer von den Lehrgebäuden der Römer und Griechen abhängig, welche, von

Rom und Byzanz als Missionäre und Diakone ausgehend, gar bald als kluge Bischöfe und Patriarchen einen namhaften Teil der Macht und der Güter wieder eroberten, die sie mit den Waffen verloren hatten.

Der alte Wodanglaube paßte trefflich in die vierhundertjährigen Kämpfe mit dem Römerreiche; als aber der Sieg erstritten, die Niederlassung auf dem erkämpften Boden vollzogen und das Erhalten des Errungenen der Wunsch und das Bedürfnis der leitenden Kriegersippen war, da bot eine so unruhige, maßlose und zu Gewalttat neigende Weltanschauung, wie die altnordische war, nicht mehr die nötige Grundlage. Dies haben die gotischen und fränkischen Fürsten wohl eingesehen. Allerdings mag ihnen anfangs manch christliches Glaubensstück schwer genug geworden sein. Nicht bloß Chlodwig wird bedauert haben, daß er mit seinen Langhaarigen nicht auf Golgatha „dabei" war; lange stand der heilige Petrus, der denn doch das Schwert zog, unseren Vorfahren näher als sogar der edelduldende Heiland. Aber zuerst nahmen sie weniger die christliche Lehre als vielmehr die Staatsreligion des Römerreiches an, und später fanden die Adelsgeschlechter Trost bei des Heilands Gefolge, bei St. Michael, welcher im letzten Weltkampf den Satan überwindet, gar nicht zu reden von St. Martin und St. Georg, dem ritterlichen Drachentöter, während das ehrliche Bauernvolk sein Herz erhob zu St. Leonhard und dem starken Christoph (Thor), welcher heute noch von der Außenwand so vieler hundert Kirchen Süddeutschlands und Österreichs herunterblickt. Ohne Zweifel hat der christliche Glaube die Germanen milder, friedlicher, verträglicher gemacht, aber die Hauptgrundlagen der ehrenhaften Lebensführung: Wahrheit reden (wie besonders die alten Perser und die heutigen Skandinavier), das Alter achten, die Schwachen schützen — sie stammen weniger aus dem späteren Glauben als aus den Eigenschaften des Stammes: „Freisings vierter Bischof

Aribo nennt die alten Bayern ſtarke und ſtämmige Männer, auch von Herzensgrund menſchlich und liebreich, und das rührte nicht von dieſer oder jener Bekehrung her.“ (Sepp.) „Die Geſetzgebung war bei den Römern beſſer, unſere Väter waren frei und ſieghaft, weil gute Sitten für Geſetze dienten; das Beſte, was wir haben, kommt von ihnen.“ (v. Müller.) Durch jenen uralten nordiſchen Trotz und jene innere Freiheit iſt in ſpäteren Jahrhunderten als edelſte Frucht die vom dogmatiſchen Glauben abgelöſte Wiſſenſchaft möglich geworden.

Das Ideal der Nordländer war in alter Zeit das Abenteuer, der Zug nach dem Süden, der Kampf mit wilden Tieren und Menſchen, doppelt erwünſcht, wenn er die Befreiung einer ſchönen Jungfrau zum Ziele hatte. Perſeus, Ruſtem, Siegfried ſind ſolche Helden des Nordens. Aber noch volkstümlicher als in der Heimat wurden ſie in jenen Ländern des Weſtens und des Südens, wo germaniſche Eroberer die Kaſte der Ritter bildeten. Die in franzöſiſchen Romanen ſo beliebte Figur des Rächers für erlittenes oder ſonſt verübtes Unrecht zeigt, wie tief das ſchöne Land jenſeits der Vogeſen von germaniſchen Strömungen durchzogen iſt. Einſt ſprachen die Skandinavier von ihren Heerzügen nach dem Süden mit den Worten, „daß ſie Verlangen hätten, Feigen zu eſſen“; in dem „glorreichen Wahnſinn der Kreuzzüge“ (Bulwer) bricht noch einmal die alte Luſt an Wanderung und Abenteuer mächtig durch. Und auch in dem ſcharfſinnigen Ritter von La Mancha, dem großen Übelbekämpfer und Beſchwerdenabhelfer — desfacedor de agravios (Cervantes) — blitzt noch dieſe alte Ader hervor und wird unter dem Anhauche einer ſich damals ſchon ankündigenden neuen Zeitperiode mit liebenswürdiger Ironie abgetan.

Heute hat ſich dieſe ſtarke Empfindung bis zur Luſt am Reiſen gemildert: „Ich fahr in die Welt.“ (Scheffel.) Noch immer jedoch lebt die Freude des Nordländers an der

ewigen Natur, seiner alten Mutter. Nicht in Großstädten, wie bei dem Semiten, noch auf der weiten Steppe, wie bei dem Turanier, wohnt sein Herz, sondern in Wald, Flur und Garten. Sein Ideal ist daher das Leben des Landedelmannes, auch des im Kreise der Familie in Garten und Landhaus wohnenden wissenschaftlichen Forschers. „Wie gern ginge ich! Ich habe Freude am Landleben, an Wald und Natur." (Fürst Bismarck.) „Unser Element ist Trennung, Sonderleben, Waldeinsamkeit, stiller Genuß, Schultheorie, schwärmerisches Gefühl und universelle Menschenliebe mit poetischem Entzücken." (Fallmerayer.) „Gott der Allmächtige pflanzte zuerst einen Garten und wahrlich der Garten ist der reinste Quell menschlicher Freuden." (Bacon von Verulam.) Dieser Charakterzug geht durch alle arischen Völker und reicht von den Paradiesen der persischen Magnaten und den Tempelhainen Griechenlands bis zu den freien Parkanlagen des englischen Adels.

Der Familiensinn, die Freude an der Natur, der Wunsch nach Vereinzelung, das Ausleben der Sondertriebe, das Genügen im engen Kreise bildet nun zwar eine gesunde Gesellschaft, aber schwache Staaten. Alle jene Eigenschaften sind der Freiheit günstig, nicht aber der Disziplin, dem Zusammenwirken der Kräfte zum gemeinsamen Ziele, der Staatsmacht.

Diese Richtung einerseits auf Freiheit, andrerseits auf Staatlosigkeit kennzeichnet insbesondere die Geschichte Deutschlands, und wenn die erstere unserem Volke manche erhabene Aufgabe zuwies, so ist die letztere die Ursache seiner Schwäche, seiner Haltlosigkeit, seines Zurückbleibens und seiner jetzt so schwierigen Stellung in der Welt.

Daß die Freiheit aus den Wäldern Germaniens stamme, haben schon die Alten gewußt. „Die Freiheit ein deutsches Gut" sagt Lucan, und Tacitus nennt die deutsche Freiheit den Römern

gegenüber „gefährlicher (acrior) als die Macht des Partherkönigs". In dem berühmten Kapitel 11 der „Germania", dieser ehrenvollsten aller politischen Urkunden, ist schon das ganze System des Verfassungsstaates enthalten und dargelegt: die Trennung in die Vollversammlung und einen engeren, vorberatenden Ausschuß; die Aufstellung des Vorsitzenden (der Ordner) mit Strafgewalt; das Auftreten der Redner, und zwar der erfahrensten — diese nennt Tacitus an erster Stelle —, der Magnaten, der erprobtesten Krieger, der Beredtesten — diese erscheinen an letzter Stelle; endlich die Entscheidung unter wesentlicher Mitwirkung des umstehenden Volkes. Und diese Einrichtungen haben die Germanen in alle von ihnen eroberten Länder mitgenommen. „Wo Deutsche hinkamen, bis ins ferne Portugal, überall finden wir ständische Verfassungen." (v. Müller.) „Wer das bewundernswerte Werk des Tacitus über die Sitten der Germanen liest, der wird bemerken, daß von letzteren die Engländer die Grundlagen ihrer Verfassung entnommen haben." (Montesquieu.) Dem Urteile des gelehrten Franzosen entspricht die Ansicht des nicht minder erfahrenen englischen Geschichtschreibers und Parlamentsmitgliedes: „Die gesittetsten Völker des heutigen Europa finden den Anfang ihrer Ahnenreihe in den Wäldern Germaniens, und in den einfachen Einrichtungen jenes Naturvolkes erblicken wir noch den ersten Ursprung unserer jetzigen Gesetze und Sitten." (Gibbon.) Treffend ausgeführt hat diese Sätze Thudichum, indem er sagt: „Unsere Vorfahren waren freie Kriegsleute, denen Waffenehre als das höchste galt, die sich an Rechten und Besitztum gleich standen, die nur selbstgegebenen Gesetzen, nur selbstgewählten Obersten gehorchten, nur selbstbewilligte Steuern zahlten, und die eher in den entgegengesetzten Fehler allzu starker Eigenwilligkeit und Unbotmäßigkeit verfielen." In gleichem Sinne bestimmte bekanntlich auch der Deutschamerikaner Lieber den Begriff der angelsächsischen Freiheit mustergültig: „Wahre

Freiheit besteht nicht darin, daß der einzelne tun dürfe was er will, sondern darin, daß er nicht Gesetzen gehorchen muß, zu denen er nicht verfassungsmäßig mitgewirkt hat."

Aber der erhebende Gedanke, welcher darin liegt, daß das edle Kleinod politischer Freiheit in den deutschen Wäldern seine Wurzel hat, wird für uns Deutsche gar sehr beeinträchtigt durch die Erwägung, daß gerade die Urheber und ersten Träger dieses Gedankens am meisten unter dem Mißbrauche desselben gelitten haben. Schon im 15. Jahrhundert rief Aeneas Sylvius den Deutschen zu: „Weder Städte noch Fürsten geben dem Kaiser, was sein ist, und eigene kaiserliche Gefälle und Besitzungen gibt es ebensowenig. Jeder von euch will unumschränkt über das Seinige herrschen, daher die ewige Uneinigkeit, die ewigen Fehden und namenloses Elend im Reiche. . . . Wenn ihr dem Kaiser ja noch den Anschein eines Königs und Herrn vergönnt, so soll alle Gewalt doch nur von eurer Willkür abhängen. Der Kaiser hat durchaus keine eigene Macht. Ihr gehorcht ihm insofern ihr wollt; ihr wollt aber fast gar nicht. Vom ersten bis zum letzten will alles ‚frei' sein." Der sehr vernünftige evangelische Prediger Stefan Gerlach, zirka 1575, erzählt in seinem türkischen „Tagebuch", aus osmanischem Soldatenmunde gehört zu haben: „in der Christenheit tue ein jeder was er wolle, als ob kein Kaiser da wäre." Wahrlich, wenn es möglich wäre, das Wort „Freiheit" uns verhaßt zu machen, die deutsche Geschichte hätte es getan. Von den Todfeinden Armins bis zu Napoleon I. haben alle, welche die Einheit und Stärke Deutschlands fürchteten, die „Freiheit" im Munde geführt. Diese Taktik gehörte seit Franz I. zu dem Hausschatze der auswärtigen Politik der Franzosen, wie denn Thiers noch im Jahre 1870 die „deutsche Freiheit" gegen Preußen anrufen wollte. Und so groß war der Zauber des Wortes, daß dreihundert Jahre lang sich die schädlichsten Absichten hinter dieser spanischen Wand verstecken konnten.

Es ist besser, wir sagen uns das selbst, als daß die Russen es uns sagen: die Geschichte der Deutschen (und vielleicht ist es bei den Skandinaviern ähnlich) enthält einige Haupttorheiten, wie sie kaum im Leben anderer Völker vorgekommen sind: dahin gehört der Krieg zwischen Hermann und Marbod im Angesicht der durch die Varusschlacht erschütterten, tief besorgten Römermacht, dahin gehören die Bündnisse, die stets der mittelalterliche Hauptfeind Deutschlands, der Papst, sowie der spätere Hauptfeind, Frankreich, bei den leitenden Klassen Deutschlands gefunden hat. Und mit diesen politischen Grundfehlern ging Hand in Hand eine bittere und undankbare Feindschaft gegen die wenigen wirklich großen Vertreter der deutschen Einheit und Macht. Ein entsetzliches Wort läßt Heinrich v. Kleist den Römer Septimius als Nachruf für den von Landsleuten gemordeten Armin sprechen:

„Der das Geschlecht der königlichen Menschen
Besiegt in Ost und West, der ward
Von Hunden in Germanien zerrissen."

Ging es dem edlen Frundsberg besser? „Mit dem Geschrei ‚Geld, Geld, Geld' haben ihn seine Landsknechte umringt und derart erzürnt, daß ein Schlaganfall den starken Helden niederwarf." (v. Aresin.) Von dort bis zu dem „Fort mit Bismarck" (E. Richter) ist wahrlich nur ein Schritt.

Die schwächste Seite der Deutschen war stets die Politik, und so hat der alte Frank recht, wenn er von ihnen das Kernwort sagt: „Mit Krieg weichen sie niemand, den Sieg der Weisheit lassen sie leicht anderen Völkern." Etwas feiner umschrieben hat diesen Satz Gfrörer: „Die Romanen fürchten unsere Leiber, rühmen sich aber, unsere Geister umstricken zu können." So sprach Gustav Adolf in Nürnberg zu den deutschen Edelleuten in seinem Gefolge: „Mir ist so weh

unter euch, daß es mich verdrießt, mit einer so verkehrten Nation umzugehen.“ Der Deutschrusse Hehn rief uns erst vor wenig Jahren zu: „In politischen Dingen sind wir offenkundig noch Kinder, und zwar, wie es scheint, ziemlich talentlose, die denken und sprechen noch immer mit englischen und französischen Begriffen und Worten.“ Und der erste deutsche Staatsmann neben dem Fürsten Bismarck, der Reichsfreiherr v. Stein, sagte: „Der Deutsche hat einen unglücklichen Hang zur Grübelei, daher begreift er die Gegenwart nicht und ist von jeher eine sichere Beute seiner schlaueren und gewandteren Nachbarn und Feinde geworden.“ Das Notwendige in jeder Lage zu erkennen und das bloß Nützliche oder Gleichgültige diesem Gesichtspunkte unterzuordnen, den persönlichen Standpunkt dem historischen Ziele zu opfern — das fiel allezeit dem Festland-Germanen schwer. Nur die Engländer haben in der strengen Führung ihrer Könige, dann in der Zucht langer politischer Erfahrung und des Welthandels mehr Sicherheit gewonnen, während die zwecklose Vielheit der Parteien in Österreich angesichts großer Gefahr, sowie nicht minder die weit über die Pflicht, die ein jeder seinem Staate schuldet, hinausgehende, feindselige Haltung großer Bruchteile der Bevölkerung der Schweiz, der Niederlande und Luxemburgs gegen das alte Mutterland noch ganz die uralt ererbten Stammzüge zeigen, welche bewirkt haben, daß in der Geschichte des großen Germanien der Einzelne stark und tüchtig, das Ganze aber oft so miserabel dasteht.

In einer so wichtigen Frage, wie die hier berührte, wird jeder lieber schweigen, das Wort aber den Bewährtesten einräumen, wie es oben geschehen ist. Glücklicherweise fehlt es auch nicht ganz an Stimmen, die für die Zukunft bessere Aussichten eröffnen. Und wie denn überhaupt in ihren Heerführern die Nation ein auch in Friedenszeiten höchst beachtenswertes Element besitzt, so ist es ein deutscher

General, v. Peucker, welcher folgendes sagt: „Wie verhängnisvoll auch die innere Zerrissenheit des deutschen Volkes auf die Gestaltung seiner Geschicke gewirkt hat, wie schwer auch die Verirrungen wiegen, mit denen es sich so oft an sich selbst versündigte: es darf ihm das ehrende Zeugnis nicht versagt werden, daß es von den Uranfängen seiner Geschichte ab, von der Ahnung seiner hohen weltgeschichtlichen Bedeutung durchdrungen gewesen ist, daß es im großen ganzen seine Sendung erfüllt und, gleich herrlich im Kriegspanzer wie in der Waffenrüstung des Geistes, niemals an sich selbst verzweifelt, sondern, ungeachtet aller seiner Verirrungen, jederzeit (?) im entscheidenden Augenblick mit Entschlossenheit und Tatkraft wiederum den rechten Weg betreten hat.“ Sofern hier der Soldat spricht und die kriegerischen Taten des deutschen Volkes meint, darf man sich, wie wir noch später ausführen werden, des Urteils v. Peuckers freuen. Wichtiger ist, daß Fürst Bismarck, wenn auch bedingt, eine ähnliche Ansicht ausgesprochen hat: „Die Franzosen sind eine leicht unter einen Hut zu bringende Masse, die dann sehr mächtig wirkt. Bei uns hat jeder seine eigene Meinung. Aber wenn einmal die Deutschen in großer Anzahl dieselbe Meinung haben, ist viel mit ihnen anzufangen. Wenn sie sie alle hätten, wären sie allmächtig.“ Glücklich, daß es eine Reihe ernster Zukunftsfragen gibt, in welchen eine größere Anzahl von Germaniern übereinstimmt, als es jemals vorher geschehen ist. Darin liegt eine mächtige Hoffnung und zugleich eine ganz neue Tatsache der Weltgeschichte.

IX.

Auf den frühesten Indogermanen liegt etwas von der Taufrische des Paradieses, aber der Mann, der das Paradies verlor, gehörte nicht zu dieser Rasse, sonst hätte er sich

gewehrt. Der Engel mit dem Schwerte hätte ihn vielleicht erschlagen, jedoch kaum vertrieben:

„Fiel ich, ja fiel ich ein Held in der Schlacht,
Hell wie die Flamme der nordischen Nacht,
Dann, ja dann hätt' ich gelebt und mit Recht;
Weh mir, nun sterb' ich ein elender Knecht."

(H. Lingg.)

In der Tat sind es die kriegerischen Eigenschaften, die bei den Indogermanen der alten Zeit am schärfsten hervortreten. Wenn es nun ein besonderer, vielleicht der dauerndste Reiz der altklassischen Schriften ist, daß sie die Urteile einer Reihe von scharfsinnigen, auf der bewegten Bühne dreier Weltteile gereiften Beobachtern — Feldherren, Kriegsmännern, hohen Staatsbeamten, Reisenden und Gelehrten — über die Völker Europas und der Mittelmeerküsten für die Nachwelt aufbewahrten, so haben insbesondere die vierhundertjährigen Kriege der Römer mit dem Norden Europas bewirkt, daß von allen Ariern, soweit sie einem älteren Stadium der Entwicklung angehören, die Germanen am genauesten beobachtet und geschildert worden sind. Und dessen dürfen sich nicht nur Deutsche, Skandinavier, Engländer und Nordamerikaner freuen, sondern, da der Norden auch die Heimat der Begründer der Reiche Frankreich, Italien, Spanien und Rußland ist, so hätten eigentlich die europäischen Hauptvölker ein (leider zu sehr in Vergessenheit geratenes) Recht, auf jene ehrenvollen Zeugnisse mit Achtung und Teilnahme zu blicken. Die Heldenzeit aller dieser Völker war germanisch, allein sie war doch auch nur eine Erneuerung der allgemein arischen Urzeit, deren Charakterzüge sich in der Periode, da die Klassiker schrieben, bei den Germanen noch reiner erhalten hatten.

Faßt man nun jenen Teil des Völkerlebens, der sich auf das Kriegswesen bezieht, etwas genauer ins Auge, so

wird man eine Menge von Zügen finden, die in besonders scharfer Ausprägung bei den Germanen vorkommen, aber auch, bald mehr, bald weniger deutlich, bei den anderen arischen Völkern hervorblitzen und eben dadurch sich gegenseitig bestätigen.

Vor allem gehörte die Anwesenheit der Götter in den Schlachten zu jenen Glaubenssätzen, die man als allgemein arisch bezeichnen kann. Von den Germanen bezeugt dies ausdrücklich Tacitus, K. 7: „Sie glauben, Gott sei in Schlachten gegenwärtig." Was die Griechen betrifft, so sehen wir bei Homer gleichsam eine doppelte Bühne vor uns: eine irdische und eine himmlische, welche letztere sich beständig in die erstere einmischt; die Helden werden von den Göttern nicht nur angetrieben, ermutigt, geschreckt, verhäßlicht, verschönt, gelähmt und siegreich gemacht, sondern die Götter kämpfen auch in den Schlachten mit, sowohl untereinander als mit Helden. Aber auch die alten Römer haben nicht anders gedacht. Auf die Frage des latinischen Heerführers: „was werden unterdessen die römischen Konsuln tun?" antwortet Manlius: „zu rechter Zeit werden sie da sein und mit ihnen Jupiter selbst". (Liv. VIII, 7.) Ganz germanisch klingt es auch, wenn in einem Gesange der indischen Arier Held Ardschuna mit dem Gotte Siwa um den Besitz wunderkräftiger Waffen streitet. Nach einer norwegischen Erzählung war Odin in der Schlacht bei Lena in Westgotland im Jahre 1208 zum letzten Male zugegen. Die Erscheinungen von St. Michael und Georg in Schlachten, zum Beispiel bei der Eroberung Jerusalems, beruhen auf demselben Glauben.

Dadurch wird der Krieg, wie der Zweikampf, zu einem Gottesurteil. Daher auch gewisse Rechtsformen bei beiden bis nach Indien hin, welche zu verfolgen hier zu weit führen würde.

Bei den Ariern bestand die allgemeine Wehrpflicht, die damals als allgemeines Wehrrecht erschien. Das Volk war das Heer, und die Gliederungen des Volkes fanden sich im Heere wieder. Die Verwandtschaften standen zusammen und bildeten tiefe Keile. Im Hintergrund sah und hörte man die Frauen und Kinder, und dadurch war dem Krieg im vorhinein ein verzweifelter Charakter gegeben. Der Keilstoß war die allgemein arische Kampfform. Wir finden sie bei Thrakern, Griechen, Römern, Indern, Skandinaven und Deutschen. Die Keile mit ihrem Stoße nannten sie nach dem Eber, jenem Tiere, welches in geschlossener, angesammelter und im Stoße fast unwiderstehlicher Kraft alle anderen Tiere des Waldes übertrifft. Die Griechen wußten, daß sie den Angriff in Eberform mit den Skythen und Thrakern gemein hatten, und nicht bloß Sache, sondern sogar Bezeichnung kommen bei Indern und Skandinaven vor. In der vielbesungenen Brawallaschlacht wird der alte blinde Dänenkönig Harald auf einem Wagen in den Kampf geführt; er fragt, wie der feindliche Heerführer die Schlachtordnung eingerichtet, und bei der Nachricht, dieselbe sei keilförmig, ruft er aus: „ich hatte geglaubt, nur Odin und ich verständen dies."

Auch die Römer haben mit dieser Angriffsform begonnen. Daß sie ursprünglich in tiefen Glieder standen „in altdorischer Phalanx" (Mommsen), ist anerkannt, diese Glieder jedoch scharten sich zum Angriffe in eine keilförmige Spitze zusammen (Liv. VII, c. 24). Wenn die Römer diese Aufstellung und Kampfart schon früh aufgaben, so geschah dies wahrscheinlich auf Grund der üblen Erfahrungen, die sie gegenüber den stärkeren Keilstößen der Gallier machten. Um die letzteren abzuwehren, griffen die Römer zu jener feineren und beweglicheren Ordnung in drei Treffen, der Manipularordnung, welche beruhte „auf den drei großen militärischen Grundsätzen der Reserve, der Verbindung des Nah- und

Ferngefechtes und der Verbindung von Angriff und Verteidigung". (Mommsen.) Der Schöpfer dieser Umwandlung war Furius Camillus, der bekannte Führer in den Kämpfen gegen Brennus, und es ist bemerkenswert, daß, wie die Gallier die erste römische Heeresreform veranlaßten, so auch die zweite große, von Marius vorgenommene Umwandlung in dem Augenblick als notwendig erschien, als die Römer in den Kimbern und Teutonen die „eigentlichen" Gallier, das ist die Germanen, kennen lernten.

Die Schlachtkeile der Germanen waren 12 bis 24 Mann tief und nach Geschlechtern, Ortschaften und geschwornen Kameradschaften zusammengesetzt. Im Vordertreffen standen die Angehörigen des zunächst vom Feinde bedrohten Stammes; aus der Zeit der Kämpfe mit den Römern mag es herrühren, wenn später im Heere des Deutschen Reiches die Schwaben-Alemanen den Kampf eröffnen durften. Im angelsächsischen Heere, wie wir aus Beschreibungen der Schlacht von Hastings (1066) wissen, standen die Krieger von Kent, uraltem Brauche folgend, im Vordertreffen. Die Spitze der Keile ward von den tapfersten, mit langen schweren Spießen bewaffneten Kriegern gebildet — in der Regel ein verlorner Posten, aber auch der Ehrenplatz, welchen nicht selten die Häuptlinge entweder freiwillig einnahmen oder einzunehmen gezwungen wurden. In der Schlacht bei Straßburg (356) gegen Julian erhob sich plötzlich, wie Ammianus berichtet, im deutschen Heer ein Toben; das Heer verlangte nämlich stürmisch, daß die adeligen Reiter absteigen und zu Fuß kämpfen sollten; den Vorzug und die Ehre, die sie im Frieden in Anspruch nahmen, sollten sie an der Spitze der Keile bewähren! Hier finden wir zum ersten Mal die in der deutschen Kriegsgeschichte oft wiederkehrende Sitte, daß in Augenblicken höchster Gefahr die Ritterschaft — um die volle Gefahr mit dem Heere zu teilen — vom Rosse absitzt und zu Fuß ficht. Und daß wir vielleicht auch in

diesem Brauch eine allgemein arische Gepflogenheit erkennen dürfen, dafür spricht die Nachricht des Herodot, daß die Reiterei der Lyder (die zwischen Ariern und Semiten schwanken) in der Schlacht gegen Kyros vom Pferde springt und als Fußvolk streitet — ein Zug, der weder von Semiten noch Turaniern bekannt ist.

Der Schlachtordnung nach Keilen begegnen wir bei den germanischen Stämmen überall, wo das Fußvolk die Entscheidung gibt und eine genauere Beschreibung des Ganges der Schlacht überliefert ist. So wissen wir, daß die Goten in der Schlacht von Adrianopel (378) durch ihren Keilstoß das Heer des Kaisers Valens sprengten. Und so dauerte es tausend Jahre lang, wo Deutsche fochten. In der verhängnisvollen Schlacht bei Hastings stellen sich die Sachsen in Eberform auf, brach König Harold an der Spitze seines Fußvolkes in das Normannenheer; ja sogar im Jahre 1745 in der Schlacht bei Prestonpans haben noch die Schotten die keilförmige Ordnung, stehen die Häuptlinge an der Spitze der fünfzehn Glieder tiefen Geschlechter, drängt die Masse nach und zertrümmert die feindliche Aufstellung.

In ebenem Stande und unter sonst gleichen Verhältnissen konnten die Römerheere den germanischen Keilen selten widerstehen. Die Zertrümmerung von fünf Heeren durch Kimbern und Teutonen gibt dafür den Beweis, aber in der Zeit von dreizehn Jahren, welche die Sieger seit ihrer Ankunft den Römern ließen, gestalteten diese ihr Heerwesen so völlig um, daß sie endlich wieder die Vorhand bekamen. Die Überlegenheit des Verstandes über den blinden Mut tritt kaum jemals schärfer hervor, als in dem Verfahren des Marius. Jahrelang studiert er den Feind, folgt mit seinem Heere monatelang dessen Spuren, gewöhnt seine sorgfältig ausgehobenen, durch nichtitalische Völker verstärkten, hochbesoldeten Truppen an den Anblick und die Kriegsart der Gegner, stählt sie durch gewaltige Erdarbeiten, stellt

wieder die schärfste Kriegszucht her, bereitet auf das sorgsamste den Kriegsschauplatz vor und siegt endlich über die Germanen, die in üblicher Weise sich geteilt hatten. Über die Schlacht bei Aquae Sextiae in der Provence hat ein französischer Ingenieur, Lenthéric, genaue Erhebungen gepflogen. Danach vermied Marius die Ebene und schlug sein festes Lager auf einem Höhenzuge bei St. Gabriel auf, dem am weitesten gegen die Rhône vorspringenden Vorgebirge der „kleinen Alpen". Zur sicheren Verpflegung seines sehr zahlreichen Heeres ließ er durch seine Soldaten den heute noch als „Fosse Mariane" bekannten Kanal nach der See bauen. In diesem Lager mit steilen Abhängen blieb er ein volles Jahr stehen, machte sein Heer zu einem unbedingt gehorchenden Werkzeuge und ermüdete die Teutonen. Endlich beschlossen diese, das Lager zu stürmen. Nun bediente er sich der Überlegenheit seiner Stellung und seiner Artillerie und machte während des dreitägigen Sturmes mit Katapulten, Ballisten, Pfeilen und Lanzen die Feinde nieder. Das war der Anfang der Niederlage, die vollendet ward, als die bereits erschütterten Teutonen am Lager der Römer vorüberzogen, vom römischen Feldherrn ereilt und in ungünstigster Stellung zur Schlacht gezwungen wurden. Die Taktik des Marius ward mustergültig für alle späteren Kämpfe mit den Nordländern: Aufstellung auf einer Anhöhe, starke Artillerie, äußerst zahlreiche Reserven. Die Aufstellung auf einer womöglich befestigten Anhöhe hatte nicht nur den Vorteil jeder Festung, sondern war eigens berechnet gegen die germanischen Angriffskeile, die, mit einer ungeheuren Wucht heranrasend, nur auf kurze Entfernung ihre volle Wirkung behalten konnten und mit jedem Klafter Weglänge und namentlich mit jedem Zoll Steigung des Weges erschöpfter, ungleicher, endlich durch Erliegen einzelner Glieder zerrüttet, mit Auflösung bedroht und oft genug gebrochen wurden — und zwar um so sicherer, als der Anmarsch

häufig unter dem vollen Feuer der römischen Geschütze geschah. Das Erliegen des Keilstoßes zog aber in der Regel den Verlust der Schlacht nach sich. So erklärt sich auch die durch die ganze römische Kriegsgeschichte sich hindurchziehende Behauptung, daß die Nordländer nur im Angriffe furchtbar seien, dann aber rasch nachlassen, was Livius am schroffsten ausdrückt mit den Worten: „die Gallier fechten anfangs mehr als männlich, zuletzt aber kaum als Weiber" (Liv. X, K. 28). Hier erklingt die Sprache der römischen Lagerfeuer. Daß der kleine, gedrungene, trockene römische Soldat mit seiner langen Ausbildung, seinem unbedingten Gehorsam und seiner trefflichen Bewaffnung noch unter Cäsar auch im Handgemenge, welches unfehlbar nach Erlahmen des feindlichen Keilstoßes entstand, viel leistete, mag zugegeben werden, aber Mann gegen Mann fechtend, kam er dem Nordländer nicht gleich, seine Siege sind Erfolge des Feldherrn, Triumphe des kühlen Verstandes über des Nordens blinde Tapferkeit.

Im Kampfe mit Todesverachtung drauf losgehen, in rücksichtslosem Zornfeuer alles vergessen, war germanisch. Daß die Eigenschaftsworte „zornig" und „wütend" mit den Götternamen Thor und Wodan zusammenhängen, ist wahrscheinlich: ein Gott schien die Kämpfer zu ergreifen und zu begeistern. „Blinde" Tapferkeit wurde bei den Germanen zu oft selbst vom Heerführer gefordert, die Römer erkannten darin die Hauptursache der deutschen Niederlagen. „Was hat so viel tausend Kimbern und Teutonen, die über die Alpen hereinbrachen, so völlig vernichtet, daß die Kunde von der gewaltigen Niederlage kein Bote, sondern das Gerücht allein in ihre Heimat brachte? Das war es, daß ungestümer Zorn ihnen als Tapferkeit galt. Oft vernichtet und zerschmettert dieser, was ihm entgegentritt, öfter ist er sein eigener Verderber. Wer hat mehr Mut als der Germane? Wer stürmt mit größerer Gewalt? Wer liebt leidenschaftlicher

die Waffen, mit denen er gleichsam geboren, in denen er erzogen wurde? Die Waffen allein sind ihre Sorge; alles andere kümmert sie wenig. Wer ist abgehärteter als sie? Sind sie doch großenteils nicht darauf bedacht, ihren Körper zu decken, nicht darauf, sich eine Zuflucht zu verschaffen gegen die stete Strenge des Klimas. Und dennoch erliegen sie den Hispaniern, den Galliern und den schwachen Kriegern aus Asien und Syrien (im Römerheere), bevor noch die Legion selbst sich zeigt. Nur ihr Zorn ist es, der sie diesen in die Hände gibt. Wohlan, gib diesen Herzen, die keine Bequemlichkeit, keine Üppigkeit, keine Reichtümer kennen, gib ihnen Überlegung und Manneszucht: dann wird es Zeit sein — mehr will ich nicht sagen — daß auch wir wieder zu echt römischer Sitte zurückkehren." Seneca (de ira 1, 11).

Sehr scharf beobachtet hat die Germanen auch der Semite Josephus. Den König Agrippa, als er unter Nero die Juden vom Aufstande abmahnte, läßt er sagen: „Wer von euch hat nicht von der ungeheuren Anzahl der Germanen gehört? Ihre Kraft und Leibesgröße habt ihr wohl oft genug gesehen." (Jüd. Krieg II, 16.) Ferner: „Was die Germanen zu dem Aufstande brachte (gegen Vespasian), war besonders ihre Natur, welche, ohne scharfe Überlegung, auch bei geringem Hoffnungsschimmer sich willig in Gefahren stürzt." (VII, 4.) „Dem Zorne unbedingt zu folgen, ist bei den Kelten Landessitte." (Jüd. Altert. XIX, 1.) Josephus wußte auch sehr wohl, daß die Germanen von den Römern dann herbeigerufen und an solche Posten gestellt werden, wo es an das „Durchbrechen" geht. Dagegen spiegelt sich das kühle, lauernde, im festen, wohlversorgten Lager die Gelegenheit abwartende, zugleich geduldige und scharfblickende Wesen der römischen Heere trefflich in dem römischen Sprichworte: „Der Römer siegt im Stillsitzen." Auch hat Livius völlig Recht, wenn er in seiner berühmten Beantwortung der Frage: „ob Alexander von Makedonien die Römer besiegt haben würde",

den Ausruf tut: „wo ist der Soldat, welcher dem römischen an Arbeitsamkeit gleichkommt!“ Wie in aller Politik waren auch in der Strategie und Taktik, die ja so viele politische Bestandteile enthalten, die Römer das erste Volk der Welt. Mit ihnen verglichen, waren die Germanen politische Kinder. Sie folgten nicht dem Verstande, sondern der Leidenschaft, und darin lag ihre Stärke wie ihre Schwäche.

Mustergültig und darin unserer Gegenwart weit überlegen war sowohl bei Römern als Germanen die Erziehung der Jugend zum Zwecke voller Wehrhaftigkeit. Und auch dieser Zug ist allen Ariern gemeinsam. Von bekannten Gemeinplätzen absehend, soll hier nur an einzelnes erinnert werden. So begann bei den spartanischen Knaben die Vorübung zum Kriege mit dem fünften Lebensjahre, und zwar, beachtenswert genug, mit dem „Kriegstanze“, worin wir wohl eine Reihenfolge von stählenden und zugleich anmutigen Bewegungen zu erblicken haben, Einzeltänze, wie man sie heute noch bei schottischen Knaben und Jünglingen beobachten kann. An die Tänze schlossen sich die altdeutschen Kriegsspiele, welche heute noch in hohem Grade die Aufmerksamkeit nicht nur der Schulmänner, sondern auch der Staatsmänner verdienten, da sie nicht nur den Leib stärkten, sondern auch den Mut, die Geistesgegenwart, den Willen, den Gehorsam, das Gerechtigkeitsgefühl, die Arbeitskraft erhöhen: „Auf den Spielplätzen der englischen Knaben ist der Sieg von Waterloo errungen worden.“ (Wellington.) Nur in England kommt es noch vor, daß das englische Parlament mit den Vertretern Australiens in einer Spielpartie kämpft. Wie heute englische Minister zwischen ihren Reden Bäume fällen, so sagte einst der jüngere Kyros zu den Griechen: „Wisset, daß sich keiner von uns Persern zu Tische setzt, ohne sich durch Arbeit in Feld und Garten ermüdet zu haben!“ Die Griechen und Römer brachten einen nicht kleinen Teil ihres Lebens auf dem Turnplatze und dem

Fechtplatze zu. Noch in später Zeit wird ein gegen Daken auf der zugefrornen Donau erfochtener Sieg der überlegenen Ringkunst der Römer beigemessen. Wenn die Germanen in der Ausbildung des einzelnen überlegen waren — Knaben trafen (nach Olaus Magnus) mit Pfeilen nach Auswahl des Zuschauers den Kopf oder die Füße kleiner Vögel, und alte Fechter schlugen zum Scherz ihren Freunden mit dem Schwerte die Wimpern ab — so ist dagegen die Gesamtübung des Heeres durch Arbeit und die Erziehung zur Geduld fast einzig und allein römisch. Was wir „Römerarbeiten" nennen — die mächtigen Wasserleitungen, der Pfahlgraben zwischen Rhein und Donau, die Einführung der Waal in ein neues Rinnsal, die Entsumpfung der Gegend zwischen Donau und Neusiedlersee in der Nähe von Wien, die Anpflanzung von Reben an Rhein und Mosel usw. — alle diese Arbeiten wurden ganz oder größtenteils durch Soldaten ausgeführt. Am planmäßigsten hat, wie bereits erwähnt, Marius diese Übungen vornehmen lassen; wahrscheinlich waren es Germanen, die den Soldaten des Marius das Scheltwort „Maulesel" aufbrachten — wie bitter hat sich das hochfahrende Wort gerächt! Durch solche langdauernden Übungen erlangte der Römer die Fähigkeit des Marsches mit großer Belastung. Wenn es galt, trug er außer den Waffen noch Kochgeschirr, Beil, Säge, Ketten, Riemen, Schanzpfähle, Ersatzkleider, einen Schlauch mit Essig gemischten Wassers und einen Mehlvorrat für zehn, fünfzehn, ja dreißig Tage in ledernem Beutel, zusammen über dreißig Kilogramm, wobei Marius das Gepäck (nach chinesischer Art) an hölzernen Gabeln auf der Schulter tragen ließ. Wenn Ort und Zeit gestatteten, so ward wohl das Gepäck auf Tragtiere oder Wagen mit Ledersäcken überladen, aber vor dem Feinde gewährte gerade jene Tragfähigkeit des einzelnen solchen Feldherrn, wie Marius oder Cäsar, die Möglichkeit freiester Bewegung. Nur dadurch ward es ihnen möglich, den ge-

eignetsten Ort zum Lagern aufzusuchen, sich dort einzugraben, abzuwarten und im rechten Augenblick loszuschlagen. Napoleon Bonaparte hatte die Grundsätze Cäsars meisterhaft zusammengefaßt in die Worte: „Seine Kräfte zusammenhalten, keine verwundbaren Stellen zeigen; mit reißender Schnelligkeit auf die wichtigen Punkte eilen; auf moralische Mittel, den Ruf seiner Waffen, den Schrecken, den er einflößte, und ebenso auf politische Mittel sich verlassen, um die Treue seiner Verbündeten, den Gehorsam der unterworfenen Völker zu erhalten; sich jede mögliche Chance verschaffen, um den Sieg auf dem Schlachtfelde sich zu sichern; um dies zu tun, hier alle seine Truppen vereinigen." Man sieht aber, daß ein großer Teil dieser Bedingungen des Sieges nur zu erfüllen war, wenn der Feldherr über ein so disziplin-iertes, mäßiges, an Geduld und Entsagung, nicht bloß an augenblickliche Kraftanstrengung, gewöhntes Heer verfügte, wie eben das römische war.

Wenn man die Denkwürdigkeiten Cäsars liest, so hat man oft den Eindruck eines fliegenden Heeres; so leicht und mit so reißender Schnelligkeit bewegt es sich über die nicht überall wegsamen gallischen Gefilde. Bei den Römern fliegt das Heer, bei den Germanen fliegt der einzelne Krieger. Von einem Zusammenstoß römischer Reiter mit turnerisch gut geschultem leichtem Fußvolke der Deutschen wird erzählt: die Römer waren durch blitzschnelle Bewegungen so bald außer Kampf, daß man hätte glauben sollen, sie seien das Fußvolk, die Deutschen die Reiter gewesen. Solche persönliche Eigenschaften wußte niemand richtiger zu werten als Cäsar selbst. Sein beliebtes Werbegebiet war das erst kurz vorher von den Römern völlig unterworfene Oberitalien. Mit zisalpinischen Galliern hat er das transalpinische Gallien besiegt und dann mit transalpinischen Galliern die „eigentlichen" Gallier, das ist Germanen, bekämpft. Beurteilt man die Völker nicht sprachlich-politisch, sondern anthropologisch,

so kann man sagen, daß Cäsar — darin ein Vorgänger aller römischen Kaiser und teilweise auch der französischen Könige — Deutsche durch Deutsche bekriegt hat.

Unter Augustus besteht die Leibwache, die Garde, überwiegend aus Deutschen. Nach der Varusschlacht werden sie entlassen und in die Provinzen geschickt. Aber unter den späteren Kaisern sind sie wieder da, und man sieht ihre gewaltigen Leiber auf der Säule Antonins mit der Keule in der Hand im unmittelbaren Gefolge des Kaisers einherziehen. Bald überwiegen sie auch im Gesamtheere. Probus legte den überwundenen Stämmen am Oberrhein die Pflicht auf, das römische Heer durch 16.000 Jünglinge zu ergänzen; er verteilte je fünfzig von ihnen in die einzelnen Heeresabteilungen mit der Bemerkung: „die Hilfe, welche Rom von den Barbaren zieht, soll man fühlen, aber nicht sehen." Später konnte auch diese Vorsicht nicht mehr eingehalten werden. Besonders die Franken ließen sich nicht teilen, sondern gewinnen in geschlossenen Heerhaufen Julians Sieg bei Straßburg. Ähnlich die Goten im Osten. Sie dringen immer tiefer in den ganzen Organismus des Reiches ein, ihre Edlinge lernen römische Taktik, einzelne besonders begabte Geister (Stilico, Fridigern, Arbogast, Theodorich, Chlodwig) beginnen sogar die römische Politik zu begreifen. Es schien sich eine friedliche Verschmelzung vorzubereiten, wobei die Römer das Element alter Kultur, die Germanen das Element kriegerischer Erneuerung der Rasse und des Freiheitsgefühls mitbrachten; allein der Hunnensturm schüttelte die Völker durcheinander, das Christentum brachte die größte geistige und teilweise auch soziale Revolution, die tückische byzantinische Politik ließ die neugeschaffenen Reiche nicht zur Ruhe kommen, indem sie eines durch das andere aufrieb, und in der Mitte des Weltteils, im alten Mutterlande, fehlte jenes politisch geschulte Einheitsvolk, welches, auf stärkeren und festeren Kern gestützt, den von Theodorich

in Italien gemachten Versuch erfolgreicher wiederholend, die von den Einzelstämmen in der Fremde ringsum errichteten staatlichen Gebilde um sich geschart und ihnen dadurch Halt und Sicherheit geboten hätte. Als später ein solches Reich in Deutschland erwuchs, waren die Erinnerungen zu sehr verblaßt, die nach dem Mutterlande laufenden Fäden schon zu sehr gelockert, abgesehen davon, daß die beiden Vertreter des zwischenvolklichen Einheitsgedankens, Kaiser und Papst, sich gegenseitig bis zur Vernichtung bekämpften.

Hat man es nun auch lebhaft zu beklagen, daß eine Verbindung germanischer Kraft und römischer Bildung im Römerreiche nicht zu stande kam, so steht doch die Tatsache der Unhaltbarkeit der alten Verhältnisse fest. Die edelsten Geister haben die Notwendigkeit einer Erneuerung erkannt und ausgesprochen. Auch tiefe anthropologische Gesichtspunkte kommen dabei in Betracht. Schon Livius macht, da er die Rüstungen der Römer gegen die Latiner bespricht, die vielsagende Bemerkung: „Sollten wir jetzt von einer auswärtigen Macht bedroht werden, so würde der römische Staat, dem der Erdkreis fast zu klein wird, wenn er auch alle seine Kräfte vereinte, schwerlich ein neues Heer (von 50.000 Mann) aufstellen können." (VII, 25.) So deutet schon Livius, der Zeitgenosse des Augustus, auf die Entvölkerung der römischen Landschaft. Im germanischen Norden das Anwachsen und Aufstauen der Bevölkerung, in Italien deren Abnahme — ein Ausgleich war notwendig. „Das römische Reich war wirklich mit einem Pygmäengeschlecht bevölkert, als die wilden Riesen des Nordens einbrachen und die Zwergrasse verbesserten. Sie stellten einen männlichen Freiheitsgeist wieder her, und nach tausendjährigen Staatsumwälzungen wurde die Freiheit die glückliche Mutter des Geschmacks und der Kenntnisse." (Gibbon.)

Wie unvollkommen nun auch später die Nordländer, die Atlantiker, die römische Erbschaft verwalteten, in einem

haben sie ihre Schuldigkeit getan: in dem Schutz Europas gegen auswärtige Feinde.

Die erste Entscheidung dieser Art fiel in den Ebenen der Champagne gegen Attila (451). Den Ausschlag gaben germanische Krieger (Westgoten und salische Franken). „Schlagt euch mit den Westgoten", läßt Jornandes vor der Schlacht den Attila zu seinen Kriegern sagen, „dort liegt die Kraft des römischen Heeres, dort müssen wir einen schnellen Sieg suchen. Sind die Nerven durchschnitten, so sinken die Glieder, und der Körper kann sich nicht aufrechterhalten, wenn die Knochen herausgerissen sind." „Erst als der gotische Pelzrock hinter der römischen Tuba sich aufstellte, war der Sieg Europas entschieden." (Thierry.)

Wie bei Châlons die Mongolenherrschaft niedergeworfen ward, so ereilte dasselbe Los die Semiten bei Tours und Poitiers (732). Auch hier haben nach dem Urteile der Zeitgenossen die im Heere Karls des Hammers fechtenden Deutschen den Schlag geführt. „Die Deutschen, die mit ihren gewaltigen Gliedern und eiserner Hand fochten" (Isidor. episc. bei du Chesne I, 786). „So hat das Kriegsvolk aus Deutschland, an Mut und Kraft ausgezeichnet, mit eiserner Faust die Araber niedergemacht" (Rodericus hist. Arab. 14, bei Menzel I, 180).

Hierauf folgen neue Einbrüche turanischer Feinde vom 6. bis zum 13. Jahrhundert. Die Avaren werden von Karl dem Großen — wiederum mit deutschen Kriegern — in Österreich geschlagen und in Ungarn vernichtet (796), die Magyaren aber, die bis nach Spanien ihre Raubzüge ausgedehnt hatten, von den deutschen Königen Heinrich I. und Otto I. bei Merseburg (937) und auf dem Lechfelde (955) besiegt, allmählich umgewandelt und als tapferes Glied für die europäische Gemeinschaft gewonnen.

Als im 13. Jahrhundert eine neue furchtbare Mongolenwelle drohend am östlichen Horizont des Weltteiles

stand, da waren es wiederum deutsche und verbündete westslawische Ritter sowie deutsche Städter und Bergknappen — ein kleiner, von Kaiser und Papst verlassener Bruchteil des deutschen Volkes, welcher auf der Walstatt bei Liegnitz (1241) mit Opfer des eigenen Lebens die entsetzlichste Gefahr von Europa abwendete. Und war es anders mit den Türken? „Den Druck der Perserkönige auf das Abendland hat Alt-Hellas, den Sturm des koranbegeisterten Morgenlandes hat, unter den Auspizien von Österreich, das deutsche Land von Europa abgewehrt." (Fallmerayer.)

So scheint es denn die von der Vorsehung dem europäischen Stammvolke zugewiesene Bestimmung, daß es diesen Weltteil, die Herberge der Kultur, gegen die Angriffe östlicher Barbarei und Weltherrschaft schütze.

X.

In der Vorrede seines berühmten Werkes „Vom Kriege" macht Clausewitz die feine Bemerkung: „Unstreitig wäre es ein Fehler, aus den chemischen Bestandteilen des Weizenkorns die Gestalt der Ähre erforschen zu wollen, die es treibt, da man nur aufs Feld zu gehen braucht, um die Ähren zu sehen." In Sachen der Urgeschichte ist nun die neuere anthropologische Forschung „aufs Feld gegangen". Sie denkt nicht daran, die wichtige Sonderforschung in Pergament und Grammatik zu stören oder auch nur zu unterbrechen, aber sie bittet, daß auch der tatsächlichen Wirklichkeit die entsprechende Berücksichtigung werde, und verlangt Übereinstimmung zwischen der Ähre, die im Feld steht, mit jener Ähre, die man aus den chemischen Bestandteilen des Weizenkorns erforschen wollte.

Diese Ähre, „die im Felde steht", ist: die stete Überlegenheit europäischen Volkes über die Asiaten, und darauf gebaut, die größere Wahrscheinlichkeit, daß nicht Europa von

Asiaten, sondern umgekehrt Asien von Europäern besiedelt und erobert worden ist.

Im Laufe eines Menschenalters hat sich in der Auffassung der Urgeschichte ein gänzlicher Umschwung vollzogen. Die ältere Schule ließ die europäischen Völker aus „Asien" einwandern, und zwar sollen in einer bestimmten Reihenfolge die Italiker, Hellenen, Kelten, Germanen und Slawen nach Europa „gezogen" sein. Das Stammland suchte man in der Mitte zwischen Europa und Indien, in einer Gegend Mittelasiens; hier hätten die europäischen Stämme sich gebildet und dann einzeln abgezweigt, um als schon fest ausgeprägte Völker Europa zu betreten. Die neuere Schule dagegen, als deren Wortführer der Deutsch-Schweizer Henne (1847), der Engländer Latham (1851), dann Ecker, Lindenschmit, Geiger, Benfey, Pösche, v. Löher, Penka und Lapouge zu betrachten sind, wendet gegen jene Auffassung als Hauptgründe an:

1. Nirgends ist in Mittelasien nachzuweisen ein Land, welches geeignet wäre, als Stammland so großer Völker wie der Europäer und Inder zu erscheinen. Ein solches Land müßte geräumig, fruchtbar, in sich geschlossen und geschützt sein. Mittelasien kennt kein solches Land, im Gegenteile sind die dortigen Länder geographisch zerteilt, durch lange Bergketten getrennt und zerrissen, durch Wüstenstriche beeinträchtigt und vielfach nur durch künstliche Bewässerung zur Ernährung einer größeren Bevölkerung tauglich gemacht. Weit entfernt, die Geschlossenheit und Sicherheit Arabiens, Indiens oder auch nur der europäischen Halbinseln zu haben, ist Mittelasien vielmehr (vielleicht mit einziger Ausnahme Persiens) eine ganz offene Weltgegend, ohne den Schutz geschlossener Gebirge oder großer Waldungen, ohne festen Kern und daher auch, soweit die Geschichte reicht, keine Wiege, sondern eine Dreschtenne der Völker und vor allem ein Tummelplatz der alten Hauptfeinde der Indogermanen, der

Turanier, die dort bis in die jüngste Gegenwart herrschten.

2. Hätte gleichwohl unter unbekannten und schwer denkbaren Zeitverhältnissen eine starke Anhäufung und Sammlung von Ariern in Mittelasien stattgefunden — warum sollen denn diese mit so unglaublicher, unbeugsamer Hartnäckigkeit immer den schwierigen Weg nach dem verhältnismäßig rauhen, unwirtlichen Europa eingeschlagen haben? Warum folgten nicht Italiker und Hellenen dem Beispiele der Perser und Inder, und warum haben insbesondere die europäischen Nordländer — Kelten, Germanen, Slawen — starke und tapfere Völker, sich nicht lieber nach den reichen und ergiebigen Ländern Vorderasiens, Syriens und Ägyptens gewandt, wo ihnen leichte Eroberungen winkten, statt nacheinander und mit kraftvollen Stammverwandten kämpfend, sich immer wieder in das enge, minder fruchtbare, für Mittelasiaten abgelegene Europa gleichsam einzukeilen?

3. Die noch in Mittelasien lebenden, spärlichen Reste indogermanisch redender Bevölkerung tragen nicht entfernt die anthropologischen Merkmale des arischen Urvolkes an sich, während die Europäer, obwohl auch sie vielfach mit Völkern andern Stammes gemischt sind, den Typus der arischen Rasse noch bei weitem reiner darstellen. Auch zeigt die Beobachtung, daß Völker mit hellen Augen und Haaren dunkel werden, nicht aber umgekehrt, daß dunkle Völker licht werden, was bei Annahme einer mittelasiatischen Herkunft der nordeuropäischen Arier geschehen sein müßte.

4. Die beglaubigte Geschichte kennt keine mittelasiatische Bevölkerungsquelle, kein mächtiges Anwachsen und Überströmen dieser Bevölkerung, sie weiß nichts von Eroberungskriegen und Ansiedlungen von mittelasiatischen Ariern in Europa, während sie weiß, daß Europäer nach dem mittleren und südlichen Asien als Sieger gelangten. So Griechen (Makedonier) und Römer in der alten Zeit; und wie im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung germanische Völker

(Vandalen) das nördliche Afrika eroberten, so wurden andere Germanen, die Goten, zu derselben Zeit nur durch die Festungstürme von Byzanz an der Überflutung der weichen Völker Vorderasiens gehindert, jenes Vorderasiens, das die Römer einst in einer einzigen Schlacht (gegen Antiochus) mit Verlust von nur 349 Mann (Liv. XXXVII, c. 44) erobert hatten!

5. In der Gegenwart herrschen nicht asiatische Arier in Europa, sondern europäische Arier in Asien.

Diese Gründe sind so stark, daß die Annahme jener in regelmäßigen Zwischenräumen, gleichsam in Sonderzügen, aus Mittelasien nach Europa abgegangenen „Wandervölker" nicht mehr länger haltbar erscheint.

Statt des problematischen Vaterlandes am Hindukusch erhebt sich vielmehr aus dem Chaos mit klarer, bestimmter Kraft als Arierheimat das alte und immer neue Europa, welches mit der ersten indogermanischen Besiedlung der oberen Euphratlande, Persiens und Indiens nur dasjenige im Osten ausgeführt hat, was es heute noch und vor unseren Augen im Westen und dem fernen Südosten, also in Amerika, Australien und zahllosen anderen Orten der Weltkugel ausführt. Wie man sieht, ist die „Ähre", um die es sich handelt, noch täglich auf dem Felde zu finden!

Eine sehr sichere Probe für die Richtigkeit eines Hauptsatzes ist es aber, wenn sich auch die selbständig geprüften Nebensätze an den Grundsatz leicht und natürlich anschließen. Nun will es scheinen, als ob bei Annahme der europäischen, und zwar nordeuropäischen Heimat der Arier eine Anzahl der bisher bestrittensten, weil verworrensten Seitenfragen der Urgeschichte ihrer Aufhellung näher gebracht würden. Dies gilt namentlich von der Keltenfrage.

Überaus häufig hört und liest man im Deutschen Reich, in Österreich und der Schweiz von „Keltengräbern", „keltischen" Münzen, Waffen und Werkzeugen, und so lange

mit dem Worte „keltisch" das Dunkle, Rätselhafte, Unerklärte bezeichnet werden soll (etwa = x), so ist dagegen nicht viel einzuwenden, ob es gleich ärgerlich sein mag und mißtrauisch stimmt, daß regelmäßig nur auf einem Boden, der sonst als deutsch anerkannt werden müßte, diese „keltischen" Funde erscheinen. Aber die keltische Schule bleibt bei dieser Aufstellung einer unbekannten Größe nicht stehen, sondern pflegt alles „Keltische" den gleichfalls „keltisch" genannten Stämmen der Bretonen, Waliser und Iren beizumessen, woraus dann geschlossen wird, daß es die Ahnen dieser kleinen nordwestlichen Stämme gewesen seien, die einst unter dem Namen der Kelten oder Gallier die bekannte große Rolle in der Weltgeschichte gespielt, von ihrem Hauptlande Frankreich ausgehend England, das nördliche Spanien, die Schweiz, Süddeutschland, die österreichischen und unteren Donaulande erobert und besiedelt, Rom zerstört und als „Galater" nach Griechenland und Kleinasien vorgedrungen wären. Eine Stelle in den Denkwürdigkeiten Cäsars schien diese Ansicht zu bestätigen, und die machtvolle Stellung, die Frankreich zur Zeit Ludwigs XIV. und der beiden Napoleon in Europa einnahm, verlieh dieser Auffassung — durch unwillkürliche Analogie — eine gewisse Wahrscheinlichkeit.

Heute ist diese Annahme einer einstigen Weltherrschaft der Auvergnaten, Bretonen, Waliser und Iren nicht mehr haltbar. Sie ward durch die neuere Anthropologie zerstört, und, was besonders bemerkenswert, gerade von Frankreich aus sind die eigentlich zertrümmernden Schläge geführt worden.

Die französischen Ethnologen, wie Roguet de Belloguet, Broca, de Lapouge wiesen nämlich nach, daß die Auvergnaten, Waliser, Iren, Bretonen — es sind hier immer die Oberbretonen gemeint, während in der Niederbretagne sehr starke germanische Einflüsse auftreten — weit überwiegend von

mittlerem oder kleinem Wuchs, gedrungen, kurzköpfig, dunkel von Auge und Haar sind, während sämtliche alte Quellen die Gallier oder Kelten als hochgewachsen, schlank, blutreich, weißhäutig, blond, helläugig schildern, also ganz verschieden, ja in möglichst starkem Gegensatz zum Typus jener Stämme, die heute als „keltisch" bezeichnet werden. So sagt de Belloguet: „Der Typus der Gallier, wie ihn die Alten schildern, ist in drei Viertteilen von Frankreich gänzlich verschwunden und zeigt sich, seltene Ausnahmen abgerechnet, nur abgeschwächt noch in der Bretagne und einigen unserer nordöstlichen Bezirke. Besser erhielt er sich in Belgien und besonders in Flandern. . . . In der Normandie verdankt er seine Erhaltung den zahlreichen germanischen Einwanderern, welche ihn wiederholt aufgefrischt haben." Wo also etwa im Norden Frankreichs sich noch hoher Wuchs, blonde Haare und blaue Augen vorfinden, da ist dies, nach Belloguet, „mehr jenen Einwanderungen als dem (alten) gallischen Blute zu verdanken". Die Beobachtungen der Reisenden, die Erhebungen der Sachkenner bestätigen durchaus diese Darlegung. Die blonde Rasse ist selten geworden in Frankreich. Gerade diejenigen Merkmale, welche als für „Gallier" bezeichnend überliefert sind, finden sich nicht mehr in Frankreich vor: es gibt in Frankreich im anthropologischen Sinne keine „Gallier" mehr. Wer waren nun die alten „Gallier" und woher stammten sie?

Die Antwort ist leicht, wenn man für einen prähistorischen Vorgang die Analogie historischer Vorgänge herbeizieht. Die Geschichte kennt vier Versuche einer neuen Besiedlung Frankreichs durch Germanen; zwei dieser Versuche mißlangen, zwei waren erfolgreich. Den ersten geschichtlich beobachteten Angriff machte Ariovist im ersten Jahrhundert vor Christus; ihn wies Cäsar ab. Den Angriff wiederholte der Alemane Chnodomar im vierten Jahrhundert nach Christus; er wurde durch Julian abgeschlagen. Ohne Da-

zwischenkunft der Römer wären beide Eroberungsversuche gelungen. Endlich erfolgte im fünften Jahrhundert der Einbruch des Franken Chlodwig und war siegreich, und als das Haus Chlodwigs, die Merowinger, erschlafft war, da kamen aus den Rheinlanden als letzte Schicht die Karolinger mit ihren deutschen Gefolgschaften, und so entstand Frankreich.

Das ältere Gallien ist nicht anders entstanden. Es gab „Franken" vor den Franken, und ihre Heimat ist das alte Germanien. Eine jener Kriegerwellen, welche Germanien zeitweise ausströmt, breitete sich in vorgeschichtlicher Zeit über die in Gallien einheimische (vielleicht aus Semiten, Iberern und Turaniern zusammengesetzte) Bevölkerung, deren Nachkommen die Auvergnaten, Savoyarden und Bretonen sind. Die Eroberer bildeten in Gallien den Kriegsadel, und die Römer, welche zuerst in Italien die gallischen Heere kennen lernten, und für welche später, als sie Gallien selbst betraten, nur die militärisch und politisch leitende Klasse Interesse hatte, mußten nunmehr „die Gallier" als blond, blauäugig usw. schildern. Diese Schilderung galt also nur den eingewanderten Kriegern; diese waren zwar, staatlich gesprochen, Gallier, jedoch in anthropologischer Hinsicht Germanen.

Wie leicht hier Verwechslungen eintreten, und wie schwierig es ist, bei Bestimmung eines Volksstammes die geographischen, geschichtlichen, staatlichen, sprachlichen und anthropologischen Elemente scharf zu trennen, dafür sei es gestattet, ein Erlebnis anzuführen, zu welchem gewiß viele unserer Leser ein Gleichbild bieten könnten. Der Unterzeichnete hatte Gelegenheit, mit dem öffentlichen Beamten einer deutschen Stadt in briefliche Beziehung zu treten, dessen Name einen durchaus deutschen Stempel trug. Bei persönlicher Begegnung erwies sich der betreffende Herr als geborner Franzose, und bei genauerer Bekanntschaft gab er sich als Abkömmling einer in der Provence wohnenden

Familie zu erkennen, in welcher gotische Abstammung überliefert ist. Dieser Herr trug also germanischen Namen, war geographisch Provençale, nach dem Stamme Gote, sprachlich Franzose, staatlich Angehöriger des Deutschen Reiches. Oder gehen wir in die alte Zeit zurück, und denken wir, der große Julius habe einen auf dem linken Rheinufer etwa bei Köln wohnenden Deutschen gefragt, was er sei? Die Antwort konnte lauten: nach dem Wohnort Rheinländer, nach der Provinz Gallier, nach dem Staatswesen Römer, nach dem Stamme Ubier, nach dem Berufe Grenzer, nach dem Volke Deutscher, nach der Rasse Germane. Und nun sollen so stolze, bloß dem Kriege und der Politik zugewandte, an kurzen Prozeß mit den Unterworfenen gewöhnte Männer, wie die römischen Feldherren waren, alle jene Unterschiede mit philologischer Genauigkeit auseinandergehalten und der Nachwelt urkundlich überliefert haben?

Gleichwohl hat es auch schon im Altertum nicht an Männern gefehlt, welche die volle Wahrheit erkannten. An ihrer Spitze steht Strabo. Als geborner Kleinasiate von römischem Hochmute frei und zugleich durch die Lage seiner Heimat, durch umfassende Reisen und Abstammung — er war mit pontischen Fürsten verwandt — an größeren Überblick gewöhnt, ließ er sich durch das Chaos der Völkernamen und durch das Auftreten der Gallier in geographisch und staatlich weit voneinander getrennten Landschaften nicht irremachen, sondern erkannte klar die anthropologische Einheit des weitverbreiteten Stammes. Mit offenbarem Hinweis auf die Galater in Kleinasien sagt er von den Galliern im späteren Frankreich: „Der ganze Stamm, welcher jetzt der gallische oder galatische heißt, ist kriegerisch, mutig und raufluſtig, aber ehrlich und nicht bösartig. . . . Ihre Gewalttätigkeiten rühren von ihrer Leibesgröße und von Übervölkerung her. . . . Jetzt sind sie den Römern unterworfen (und haben sich in manchem geändert), aber wie sie in

alter Zeit waren, darauf können wir aus den jetzigen Sitten der Germanen schließen. Denn nach Typus und Verfassung sind diese beiden Völker sich ähnlich und stammverwandt (*συγγενεῖς*) und bewohnen Nachbarländer, die nur durch den Rhein getrennt sind und viel Gemeinsames haben, nur daß Germanien etwas nördlicher liegt." (IV, 4.) Strabo erblickt in den Germanen die „eigentlichen" oder „echten" Gallier und spricht dies klar aus in der auch von Holzmann, v. Becker, Prinzinger u. a. mit Recht besonders hervorgehobenen Stelle (VII, 1) über die Germanen: „Jenseits des Rheins, östlich von den keltischen Völkern, wohnen die Germanen, die sich wenig von dem keltischen Stamme unterscheiden; nur sind sie noch wilder, größer und blonder, aber an Gestalt, Sitten und Lebensart sind sie den Kelten sehr ähnlich. . . . Daher scheint es mir, daß die Römer ihnen den richtigen Namen gegeben haben, indem sie sie ‚echte' Gallier (*γνησίους Γαλάτας*) nannten; denn ‚echte' ist gleichbedeutend mit ‚germani'." Genau so wie hier Strabo, könnte heute ein das nordöstliche Frankreich und seine Bevölkerung beschreibender Südländer reden, wie wir ja auch sahen, daß Roguet de Belloguet ähnliches wie Strabo, aus der Gegenwart berichtet. Nur war zur Zeit des Strabo Gallien, dieser uralte Zankapfel zwischen Süd und Nord, noch mehr nordisch und germanisch als heutzutage; aber beide Forscher, Strabo wie Belloguet, sind keinen Augenblick darüber im Zweifel, woher die blonden Bevölkerungsteile nach Gallien einwanderten, wo das Stammland und Urland der Kriegerrasse mit den lichten Stammzeichen zu suchen ist.

In den 90er Jahren hat namentlich de Lapouge (in der „Revue d'Anthropologie") über diese Frage eine Reihe gehaltvoller Studien veröffentlicht. Lapouge verschmäht die von einigen französischen Gelehrten zur Beruhigung chauvinistischer Gemüter erfundene Übergangsrasse der „Kymri" und nennt

schlechtweg die Germanen als das europäische Stammvolk, als die „eigentlichen" Gallier. Die französische Geschichte erscheint ihm als ein Kampf zweier Strömungen und zweier Rassen, einer südlichen und einer nordischen. Das alte Gallien, von welchem die klassischen Völker so viel reden, war wesentlich nordisch; gewiß lebten auf gallischem Boden schon uralte südliche Elemente: Ligurer, Iberier u. a.; aber herrschend, tonangebend und von der klassischen Welt als Krieger gekannt und beschrieben, waren Nordländer, die in Gallien teils in dichten Ansiedlungen (Belgien), teils als Aristokraten sich niedergelassen hatten. Dieser Zustand dauerte bis auf Julius Cäsar. Letzterer war der Vertilger der leitenden Klassen Galliens. Er begünstigte und benützte mit raffinierter Klugheit die unter den germanischen Aristokraten übliche Zwietracht, spaltete die Kräfte, gab überall selbst die letzte Entscheidung. Julius Cäsar tat neunzehnhundert Jahre früher das Werk der französischen Revolution: wie die Türken bei den Südslawen, so beseitigte Cäsar bei den Galliern den Adel und ersetzte ihn durch römische Beamte. Übrig blieben in Gallien die unteren Klassen von nichtarischer Abstammung. Sie gingen eifrig dem Erwerbe nach, waren neugierig, neidisch, durchaus nicht talentlos, beweglich, beredt, für die äußere römische „Zivilisation" sehr empfänglich, dabei vortreffliche Steuerzahler, Ideale des Fiskus. Aber man fordere nicht von ihnen Freiheitssinn, geistigen Schwung, moralische Tapferkeit, kriegerische Kraft und Unternehmungsgeist! Als die Herrschaft der Römer in sich abstarb, fallen diese an Beherrschung durch andere gewöhnten Klassen widerstandslos den Germanen zu, welche im fünften Jahrhundert nach Christus, den Spuren ihrer Väter folgend, die das alte „Gallien" gegründet hatten, das neue Frankenreich aufrichten. Mit ihnen beginnt unter wirklicher oder scheinbarer Unordnung, unter wirklichem oder scheinbarem Rückgang der „Zivilisation", die Wiederaufrichtung der Einwohnerschaft

Galliens nach Blut und Sitte. Neues Leben sproßt auf, die Kriegstüchtigkeit erwacht wieder, und bald wimmelt das Land unter Merowingern, Karolingern und den späteren Königen von Soldaten und Rittern, die als Eroberer auftreten und den Waffenruhm des alten Gallien erneuern. Auch an Werken des Friedens fehlt es nicht. Die Gedanken werden wieder originell. Kunst, Gewerbe und Schrifttum blühen. Das dauert bis zur Revolution. Letztere erneuert das Werk Cäsars. Die leitenden, dolychokephalen, blonden Klassen werden größtenteils getötet, und es bleiben wieder die dunkeln, geschäftigen, vielsprechenden, jedoch im Steuerzahlen braven Nichtarier übrig, und die Geschichte kennt kaum ein Beispiel, daß solche Völker aus eigener Kraft sich wieder die geeigneten leitenden Klassen erzeugt hätten. So ungefähr der Gedankengang des französischen Gelehrten, welcher, wie man sieht, die politischen Ideen Taines mit anthropologischen Sätzen stützt.

Wie unser Penka schreibt Lapouge eine förmliche Geschichte des hellen Typus. Er verfolgt ihn genau in den klassischen Schriften und weist nach, daß bei Homer und Virgil die Helden blond sind. Er hebt hervor, daß Cato, Sylla, Tiber ausdrücklich als blond geschildert werden, erinnert an die Namen Flavius, Fulvus, Ahenobarbus und sagt schließlich: „Ich bin überzeugt, daß die römische Aristokratie blond war" (vielleicht wäre der Ausdruck „nicht schwarz" genauer). Nicht minder klar, so fährt Lapouge weiter fort, sprechen die Miniaturen des Mittelalters in Frankreich und den anderen Ländern. Für die neuere Zeit liefern die Galerien des Louvre usw. ähnliche Beweise. „Auch heute ist es noch gerade so, und zwar allgemein. In Frankreich sind die adeligen Familien, die verhältnismäßig weniger gemischt sind, mehr oder weniger blond. Von dem mittleren Frankreich ist dies schon früher nachgewiesen. Derselbe Gegensatz besteht in Rußland; die herrschende Klasse

stammt von den skandinavischen Eroberern ab und ist groß und blond. Sie ist es fast durchwegs bis zu einem hohen Grade in Deutschland und England. . . . In Italien und Spanien ist der helle Typus unter der Aristokratie unendlich häufiger, als unter den anderen Klassen. Endlich sind heute noch fast alle regierenden Häuser von arischer Rasse, und zwar auch in solchen Ländern, wo das Volk am wenigsten arische Teile enthält."

Möglich, daß Lapouge auf die Macht der geistigen Strömungen einen etwas zu geringen Wert legt. In so neuen und schwierigen Fragen mag immerhin besondere Vorsicht ratsam sein. Aber Kühnheit, Wahrheitsliebe und Geist lassen sich dem französischen Forscher wahrlich nicht absprechen.

Für uns hat gegenwärtig die Stellung Lapouges zur Keltenfrage besondere Bedeutung. „Zur blonden (germanischen) Rasse gehörten jene Gallier und ebenso jene Franken, welche Frankreich und seine Größe geschaffen haben." In diesem Hauptsatz ist alles kurz zusammengefaßt. Eine unbestreitbare innere Logik lebt in ihm, und er ist geschöpft aus der einfachen Betrachtung der „Ähre, die im Felde steht".

Groß-Germanien, die atlantische Kammer des Weltteils, war die Heimat der hellen Rasse und jenes Menschenstromes, der in der ältesten Zeit wie in der Gegenwart sich über Länder und Meere ergossen hat.

Bald fließt dieser Strom still und ruhig, bald hört er vorübergehend ganz auf, bald windet er sich auf Umwegen oder sickert nur mühsam durch, dann auch rauscht er groß und mächtig dahin, alle Hindernisse wegdrängend und die Weltteile befruchtend.

Im ganzen hatte der Strom eine Neigung nach dem Süden. Wie es jedoch bei der geographischen Lage Skandinaviens und Deutschlands, denen sich erst später England

anschließt, nicht anders sein konnte, stauten sich die Wogen an der Alpenmauer, brachen nach Westen und Osten aus und nahmen daher die Richtung nach den gallischen Gefilden und den skythischen Ebenen.

Und hier nun ist eine wichtige geographische und ethnologische Tatsache zu beachten. Es stehen nämlich einerseits Gallien und andrerseits Skythien insofern in einem gewissen Gegensatze zu Germanien, als Germanien durch Gebirge, Hügelketten, den Mangel einer herrschenden Mittelebene und die beiden exzentrisch verlaufenden Täler des Rheins und der Donau zersplittert ist, während Gallien und Skythien durch ihr Flußsystem und ihre Bodengestaltung in hohem Grade zusammengefaßt sind. In ersterem war daher auch in Volksleben und Politik fast allezeit die Dezentralisation, in den beiden letzteren aber die Zentralisation Meister; ersteres zeigt ein Nebeneinander gleichberechtigter Stämme, die letzteren das Überwiegen eines einzigen Stammes, dem sich die anderen unterordnen. Dank der dort einheimischen Kriegerrasse ist in Germanien eine ungeheure Kraft aufgepflanzt; aber dank geographischer und stammlicher Zersplitterung bindet sich diese Kraft gegenseitig, erweist sich wohl in Zeiten großer Gefahr und überwiegend in der Verteidigung als überaus mächtig, gelangt aber fast nie zu leichten, erfolgreichen Angriffen, während umgekehrt in Gallien und Skythien der herrschende Stamm, obschon an sich schwächer, doch unendlich viel freier über alle vorhandenen Kräfte verfügt. Ein Beispiel aus der Geschichte wird diese Ansicht deutlicher machen. In vierhundert Jahren wenig unterbrochener Kämpfe gelangten in Germanien die Heere des gewaltigen Römerreiches doch nur von den Ardennen und Vogesen bis zum Rhein, von den Alpen bis zur Donau und mit vorgeschobenen Posten bis zum Pfahlgraben und allenfalls zur Elbe, während der mittlere Norden und der ganze Nordosten sowie Skandinavien von keinem

römischen Soldaten betreten wurden. Was sehen wir dagegen in Gallien und Skythenland? Kaum hat Chlodwig den Syagrius geschlagen, so steht er auch schon in Dijon, Toulouse und Bordeaux, belagert die Hauptstadt der Provence, Arles, und unterwirft Aquitanien an den Pyrenäen und die Bretagne am nordwestlichen Ozean. Ganz ähnliche Tatsachen ergeben sich in Skythien. Kaum haben mit Rurik die Skandinavier den Boden Rußlands betreten, so fällt ihnen alles Land bis zur Oka und Moskwa zu, gehört ihnen Kleinrußland, gründen sie Kijew und unternehmen schon den ersten Zug gegen Byzanz. Nicht einmal durch die berühmten „Entfernungen" wurden die ersten skandinavischen Großfürsten von der Eroberung von ganz Rußland abgehalten. Es bot eben das Volk in Gallien und Skythien geringeren Widerstand, und die Eignung beider Länder zur Zentralisation machte die Gründung des fränkischen und russischen Reiches so leicht.

Dieses Verhältnis muß man sich stets vor Augen halten, wenn man die alte Geschichte und Politik Europas richtig begreifen soll. Der ethnologische und der politische Mittelpunkt fallen im alten Europa durchaus nicht immer zusammen. Während der erstere in Germanien lag, ist das politische Übergewicht oft genug in den westlichen oder in den östlichen Flügel gefallen.

In solcher Weise würde auch das Wort Julius Cäsars erklärlich, daß einst Gallien mächtiger gewesen sei als Germanien. Gallien, als Reich unter einem Haupt einheitlich zusammengefaßt, auf ergiebigerem Boden, mit einem auf Zusammenhalt angewiesenen, über das Land gebreiteten Stamm von Rittern und Baronen, mit einer an Abgaben gewöhnten zinsenden Bevölkerung, folglich mit geordneten Finanzen und durch die Nähe des Mittelmeeres in Fühlung mit politischen und technischen Kenntnissen des Südens — konnte unter einem Brennus dem zersplitterten und staatlosen

Germanien zeitweilig ebenso überlegen sein, als unter Cäsar, Ludwig XIV. oder Napoleon I. Ein politisches Gallien erkenne ich an, aber seine Krieger und Führer — die bei den Alten vielgenannten und vielbeschriebenen „Gallier" oder „Kelten" — waren keine Auvergnaten und Bretonen, sondern Germanen. Auch dafür, daß diese germanischen Eroberer vom Nordwesten, genau wie die Franken, gekommen sind, daß sie dort ihre Angriffsbasis und einen Grundstock germanischer Bevölkerung als Rückhalt für ihre Eroberungen in Gallien besaßen, liefert der von Cäsar genügend geschilderte Zustand Belgiens vollgültige Beweise. Die Grenze des germanischen Stammes war damals weiter gegen Westen vorgeschoben, und die Übergangsgürtel, wo (wie etwa heute in Flandern oder Luxemburg) unter germanischem Übergewicht Blut und Sprache sich mischten, mögen bis zur Loire gereicht haben — genau wie unter den ersten fränkischen Königen. Aber die Einzelheiten der Grenze zu ziehen, das Überwiegen des einen oder des andern Stammes und das Mischungsverhältnis beider für jeden Ort und jede Zeit zu bestimmen, ist unmöglich, wie es ja auch nicht genau feststeht, wann im Westen aus den deutschen Franken Franzosen und im Osten aus skandinavischen „Ros" Russen wurden.

Daß es Zeiten gegeben hat, in denen Gallien und Skythien mit dem ethnologischen Mittelpunkte Germanien als befreundete Flügel verbunden waren, dafür spricht die große Ausbreitung der indogermanischen Rasse, die am erfolgreichsten von jenen beiden Flügelländern aus geschehen konnte. Insbesondere das heutige Rußland muß bei diesem Vorgange wesentlich mitgewirkt haben. Die Ansiedlungen von Indogermanen in Armenien, Persien und Indien setzen starke Stützpunkte arischer Bevölkerung in Rußland voraus, und scharfsinnig genug hat Penka die hohe Bildungsstufe der indischen Iranier erklärt aus den Berührungen, die jener letzte Ausläufer Germaniens bei seinem östlichen Vordringen

mit den älter entwickelten Völkern am Euphrat und Tigris gehabt. Übrigens denke man nur an die vielhundertjährige Herrschaft der Goten in Skythien, die im Kaukasus und in Kleinasien mit altarischen Elementen Fühlung hatte; man denke ferner an das heutige Rußland — um die Ausbreitung der Indogermanen aus der Mitte Europas nach dem fernen Asien unseren Begriffen und herkömmlichen Anschauungen näher zu bringen.

Unterbrochen wurden diese östlichen Verbindungen durch das Vordringen von Turaniern über Turkestan und Südrußland, wofür ja in geschichtlicher Zeit die analogen Ereignisse vorliegen. Was die westlichen, von Gallien aus bis nach Spanien reichenden Indogermanen betrifft, so hat hier Julius Cäsar die Fäden durchschnitten, wie es 700 Jahre später, gegenüber den durch die „Völkerwanderung" begründeten germanischen Staaten, die Araber versuchten. Aus allen diesen Zügen und Gegenzügen, Schlägen und Gegenschlägen entstanden als Endergebnis Mischvölker, die man im Westen „Keltiberier", im Osten „Keltoskythen" nennen könnte, das heißt Germanen mit Angehörigen einerseits der mittelländischen (halbsemitischen), andrerseits der turanischen Rasse gemischt und verbunden.

Indem man in solcher Weise die „auf dem Felde stehende Ähre" zur Erkenntnis der vorgeschichtlichen, unbeschriebenen, durch kein würdig Pergament ausdrücklich beglaubigten „Ähren" heranzieht, kommt Einheit in das historische Chaos, hören wir eine Melodie statt verworrener Töne, erkennen wir statt der Willkür eine verständliche Logik, wird die Geschichte in unserer schnellebenden, überall auf Zusammendrängen, auf Vereinfachung und Vogelschau bedachten Zeit auch für die breiten Volksklassen begreiflich und daher auch als künftige Unterlage der Politik und nationaler Erziehung verwendbar.

XI.

Europäer leben nicht, wie die Bewohner von Tahiti oder Nukahiwa, in den Tag hinein; sie sind bestrebt, die Zukunft ihrer Nachkommen sicher zu stellen, und als Führer dient ihnen dabei die Kenntnis der Vergangenheit. Gleichwie im Leben des einzelnen die Erfahrung das Beste ist, so nimmt als Leitstern der Völker die Geschichte den ersten Rang ein. Die Geschichte ist „aufgeschichtete" Staatskunst. Geschichte, Erdkunde, Völkerkunde und Volkswirtschaft werden allmählich die Politik aus einer, vom Genie des einzelnen abhängigen Kunst zu einer Wissenschaft umgestalten.

Von solchen Ansichten getragen, versuchten die früheren Abschnitte, aus der Vogelschau auf den Bau und die Gliederung Europas, sowie auf die Grundbestandteile seiner Bevölkerung einen Blick zu werfen; hiedurch, so glaubten wir, werde sich einerseits die Stellung unseres Weltteils zu den anderen Weltteilen klar abzeichnen, andrerseits aber werde das Verhältnis der einzelnen europäischen Völker und Staaten zueinander den bisherigen mehr willkürlichen Charakter verlieren, insofern nämlich ihre in Lage, Rasse und Geschichte begründeten Fähigkeiten, Aufgaben und Interessenkreise in ihrer Begrenzung schärfer hervortreten.

Dem Halbinselcharakter Europas entsprach, wie wir wahrzunehmen glaubten, der föderative Zug der atlantischen Germanen, des europäischen Stammvolkes. Die Aufgabe dieses Stammvolkes war, mit der rechten Hand und zumeist an der Donaustraße Europa vor den Turaniern zu schützen, mit der linken aber die zumeist über das südliche Frankreich längs der Rhône emporstrebende Kultur der Südvölker aufzunehmen, weiterzubilden, zu befestigen und dem Norden und Osten des Weltteiles zu vermitteln. Als das Südvolk der Römer diese Kultur zur Politik verdichten wollte, wurde es, wie später die Araber, vom Volke der europäischen Mitte

zurückgewiesen, welches letztere gleichzeitig noch stark genug war, im Osten alle Anstürme der Turanier abzuschlagen. Gegenüber den Weltherrschaftsplänen der Römer und Turanier schützten die Germanen den föderativen Charakter Europas, und derjenige wichtige Vorgang, den man, wenig zutreffend, als „Völkerwanderung" bezeichnet, war eigentlich nichts anders als die Wiederherstellung der natürlichen Ordnung der europäischen Länder und ihre Besetzung mit Germanen als leitenden Klassen. Damals wurden Frankreich, Spanien, Italien, Großbritannien und Rußland gegründet und die Grundlagen des staatlichen Europa von heute geschaffen. Dem geographischen Europa entsprach nun wieder das politische Europa, aber leider spiegelte das letztere auch die Mängel des ersteren wider, unter welchen der Mangel an Einheit der größte ist. Den überschwänglichen Freiheitsbegriff, der die Germanen in ihrem Lande und in ihren politischen Gewohnheiten kennzeichnete, haben sie über Europa gebreitet. Dem Weltteile fehlte jede Organisation, weshalb Turanier und Semiten nach Europa eindrangen, Stücke abrissen, einzelne Glieder überwältigten und den Gang der Kultur erschwerten und hemmten. Dazu begann Byzanz, der Erbe der spätrömischen, mit allen Mitteln arbeitenden Staatskunst, die einzelnen Reiche Europas gegeneinander auszuspielen; es würde sie alle einschließlich des römischen Papstes aufgerieben haben, wenn nicht drei scharfblickende Häuptlinge des in Gallien angesiedelten deutschen Stammes der Franken, mit dem Papste verbündet, jenen byzantinischen Giftmischereien ein Halt geboten hätten. In Karl dem Großen fand der Papst seinen Retter, Europa wieder einen Beschützer und Ordner. Kaiser und Papst sollten den Gliedern Europas die notwendige Einheit vermitteln. Ein großer Gedanke, jedoch zu edel für menschliche Schwäche, zu unbestimmt in seinen Umrissen, zu unklar in seinen Rechten und Pflichten! Man vergleiche in dieser Hinsicht die unfaßbare Theorie

Dantes von den zwei Schwertern mit dem klaren, für alle Fälle vorsehenden Wortlaute der Bündnisverträge der Neuzeit! Und obwohl man zugeben muß, daß das fehdenreiche Mittelalter die widerwärtigen Eroberungskriege der letztvergangenen Jahrhunderte nicht kennt, so hat doch das mittelalterliche System bald versagt, ja es ward für das eigentliche Mitteleuropa zu einer Quelle argen Unsegens. Statt sich zu stützen, gerieten Papst und Kaiser in vielhundertjährige Kämpfe, durch welche nicht nur die beiden Häupter Ansehen und Macht verloren, sondern auch die beiden Völker, welche Träger der zwischenstaatlichen Gewalten waren, das Deutsche Reich und Italien, tief zerrüttet, ja zerrissen wurden. Diejenigen Länder dagegen, die von diesen unheilvollen Kämpfen und den daraus entsprungenen kirchlichen Wirren sich frei halten oder sich derselben mit kurzen Schlägen entledigen konnten, Frankreich, Großbritannien und Spanien, welchen allmählich im Osten das der Mongolenherrschaft ledig gewordene Rußland zur Seite trat, bauten ihre staatliche Einheit aus und gelangten zu außerordentlich erhöhter Macht.

Mit dem Sturze der Hohenstaufen gab es kein „Europa" mehr. In höherem Grade als früher ward der Egoismus, die Überlistung, die Vergewaltigung Meister. Was Papst und Kaiser verloren, gewann in erster Reihe das klug geleitete, einheitliche Frankreich, welches durch politische Künste in Deutschland den Unfrieden aller Art nährte und sich in zwanzig Kriegen auf Kosten Deutschlands ausdehnte.

Neben Frankreich gingen Großbritannien und Rußland, jedes in seiner Weise, auf ein verwandtes Ziel aus.

Das Ergebnis der Staatskunst dieser Länder spricht sich am klarsten in der Zunahme ihres Herrschaftsgebietes aus. Wenn man den Landbesitz der europäischen Hauptvölker sowohl diesseits als jenseits der Meere in der Gegen-

wart mit dem Landbesitze um das Jahr 1500 vergleicht, so gelangt man rund zu folgendem Ergebnisse in Millionen Quadratkilometer:

	um das Jahr 1500	im Jahre 1889	Zunahme in Prozent
Großbritannien	0.236	23.325	+ 9784
Rußland	2.249	21.825	+ 870
Frankreich	0.455	3.573	+ 685

Danach haben in den letzten vierhundert Jahren (seit Entdeckung Amerikas und der Niederlassung der Türken in Europa) Großbritannien sein Herrschaftsgebiet um das Neunundneunzigfache, Rußland um das Zehnfache, Frankreich um das Achtfache vergrößert.

Ein ganz anderes Bild bieten dagegen Deutschland, Italien und Skandinavien, für diese sind nämlich die entsprechenden Ziffern:

	um das Jahr 1500	im Jahre 1889	Abnahme in Prozent
Deutsches Reich	0.834	0.540	— 35
Italien	0.338	0.287	— 15
Skandinavien	0.787	0.776	— 1.4

Es haben sonach das Deutsche Reich in den letzten vierhundert Jahren — die (noch nicht konsolidierten) überseeischen Besitznahmen unberücksichtigt — sein Gebiet um drei Achtel, Italien aber um ein Siebentel abnehmen gesehen; auch Skandinavien verzeichnet eine kleine Einbuße.

Über alles verwirrende Kleinwerk von Kriegen, Friedensschlüssen, Thron- und Ministerwechseln hinüber erblickt man hier die großen Geheimbücher europäischer Staatskunst in ihren letzten Ergebnissen aufgeschlagen, denn „Landerwerb" — so sagte Ludwig XIV., und er verstand sich auf das Handwerk — „ist die angenehmste Beschäftigung der Könige".

Während Großbritannien, seiner Inselage entsprechend, sich durch Ansiedlungen in fremden Weltteilen ausdehnte,

haben sich Rußland und Frankreich gleichzeitig in fremden Weltteilen wie in Europa selbst vergrößert, und, um letzteres tun zu können, in Europa eine Ära der Einmischungen und Kriege eröffnet, die, unter den verschiedensten Masken, worunter die Verkleidung als „Freiheitsbringer" die beliebteste und dankbarste, insgesamt auf Eroberung und Erweiterung ihres Herrschaftsgebietes hinausliefen. So vergrößerte sich Rußland auf Kosten Polens, der Türkei und Skandinaviens, Frankreich aber auf Kosten des Deutschen Reiches und Italiens. Italien und Deutschland waren „geographische Begriffe" geworden, das heißt in den Augen gewisser Nachbarn herrenloses Gut. Als Nachfolger der deutschen Kaiser suchte zwar Österreich den europäischen Rechtszustand aufrecht zu erhalten, aber es geschah mühevoll und immer schwerer; von feindlichen Strömungen unterwühlt, war Österreichs finanzielle und politische Aufreibung zu besorgen. Da brachte endlich die Neuzeit den tiefen, gewaltigen Umschwung. Deutschland und Italien gelangten zu ihrer Einheit und bildeten mit Österreich-Ungarn den Kern einer europäischen Vereinigung gegen gewohnheitsmäßige Friedensstörung. Das war der offenkundige Sinn und die unmittelbare praktische Bedeutung des Dreibundes.

Daß ein solches Zusammentreten der Zentralmächte nicht erwünscht war für jene Staaten, welche seit zwei oder drei Jahrhunderten, um das Wort eines englischen Staatsmannes zu gebrauchen, dem „Ruhm- und Eroberungsgeschäft" oblagen, das ist auf den ersten Blick klar. Französische und russische Staatsmänner hatten sich in die alten angenehmen Verhältnisse, da sie rings von „geographischen Begriffen" umgeben waren, ganz eingelebt; sie glaubten mit Italien, dem frühesten Kulturlande der christlichen Zeit, und mit Deutschland, dem alten Bienenstocke, woraus Krieger und Fürsten über Europa entströmt waren, nicht mehr rechnen zu müssen. Und, um die Wahrheit zu sagen, hatten wir

sie selbst durch die Mängel unserer politischen Organisation und kleinlichen Unfrieden zu solcher Überhebung herangezogen. Eine oft unselbständige Geschichtsauffassung hatte das Eigene unterschätzt, das Selbstgefühl der Gegner ins Ungemessene gesteigert. Da wir es selbst nicht aussprachen — wie hätten denn die Franzosen anerkennen sollen, daß die ganze Herrlichkeit Napoleons I. nur ermöglicht ward durch die preußisch-österreichische Uneinigkeit? Und, da wir selbst uns so still verhielten, warum hätten denn die Russen als erste Voraussetzung für ihre Balkanzüge die Deckung ihrer europäischen Flanke durch das Mißtrauen zwischen Österreich und Preußen uns verraten sollen? Da wir somit durch unsere Schwäche und Uneinigkeit zu Übergriffen geradezu herausgefordert haben, so ist es nur billig, wenn die Zentralmächte, wie es tatsächlich geschieht, mit Ruhe und Geduld die Rückkehr unserer östlichen und westlichen Nachbarn zu friedlicheren Gewohnheiten abwarten.

Eine solche Politik ist nicht aussichtslos. Das zeigt deutlich das Beispiel Großbritanniens. Wie unsere frühere Zusammenstellung dartat, steht Großbritannien unter den Eroberstaaten obenan. Das schönste Reich der Erde, Indien, ist ihm zu eigen, und auch von seinen sonstigen Besitzungen sind andere Völker die Begründer und Eigentümer gewesen. Die meist von Frankreich angezettelten Kriege des 18. und 19. Jahrhunderts hat England zu überseeischen Erwerbungen benützt, indem es, ohne festes Bündnis, in die Kriege eintrat, die Flotten und Ansiedlungen erst des einen Kriegführenden zerstörte und eroberte, dann, unter der Maske eines Ministerwechsels seine Bündnisse wechselnd, mit den Flotten und Besitzungen des zweiten Kriegführenden dasselbe tat und, durch seine Insellage und seinen Reichtum geschützt, bei Festlandkriegen ohne besondere Mühe den letzten Ausschlag gab. Europäische Kriege waren daher Englands beste Gelegenheit. Sie brachten ihm vergrößerten Landbesitz

über See, befestigten das Monopol seiner Flotten, stärkten seinen Handel und gaben seinem in Kriegszeiten mit verdoppelter Kraft arbeitenden und bei vermindertem Mitwerben doppelt gewinnbringenden Gewerbefleiße einen gewaltigen Vorsprung. In seiner Großindustrie besitzt England ein zweites Reich, das, wenn auch nicht in Geviertmeilen abschätzbar, dem Staate Millionen liefert, Männer nährt, Flotten baut und bemannt. Von allem Salz der Erde gewann 1889 Großbritannien 27 Prozent, von Kohle und Eisen 58 Prozent; von allen Baumwollspindeln der Erde besaß es lange Zeit 54 Prozent, und wenn man den Welthandel in den wichtigsten Erzeugnissen des Gewerbefleißes mit 100 annimmt, so fallen davon volle 43 Prozent auf England. Sein Gewerbefleiß hat somit den aller anderen Länder weit überschattet und zurückgedrängt. Gegen diese Übermacht richteten nun im letzten Menschenalter die Staaten des Festlandes in Gestalt erhöhter Zölle auf Fabrikate Schranken auf, um wenigstens die inneren Märkte für die einheimische Industrie vorzubehalten. Gleichzeitig wendete sich das Deutsche Reich über See und versuchte dort, wo noch etwa Raum sich fände, mit Handelsniederlassungen und Ansiedlungen vorzugehen. So klein diese Anfänge, so erregten sie doch das Mißvergnügen Großbritanniens. Heftig zürnten gewisse Staatsmänner Englands über die Schutzzolltarife Österreich-Ungarns und des Deutschen Reiches, und lange dauerte es, bis sie, die im Jahre 1848 noch die deutsche Flagge als Piratenflagge zu verfolgen drohten, sich mit dem Gedanken einer deutschen Seemacht befreundeten. Leider verblieb von kleinlichen Verstimmungen und von gewissen Besorgnissen mehr als nur der Bodensatz der Lächerlichkeit. Die englische Flotte ist mächtiger als je, Englands Gewerbefleiß blüht und wirft immer größere Mengen auf den Weltmarkt, sein Reichtum nimmt in allen Richtungen zu, und der durch das Emporkommen neuer europäischer Mächte ent-

standene Antrieb beflügelt die Entwicklung, statt sie zu hemmen. So bedürfte es bei optimistischer Auffassung der Dinge kaum der bekannten indischen und türkisch-ägyptischen Rücksichten, um Großbritannien mit den Mittelmächten und ihrer Friedenspolitik zu versöhnen.

Sollte nicht eine ähnliche Änderung der Meinungen allmählich auch bei Frankreich und Rußland denkbar sein?

Den Franzosen, so sollte man meinen, würde ein Umschwung der Ansichten erleichtert durch den außerordentlichen Reichtum an geistigen und wirtschaftlichen Kräften, an Kulturschätzen und Hilfsmitteln aller Art, welche die folgerichtig geführte Nation im Laufe der Jahrhunderte aufgehäuft hat. Das Elsaß war nur ein kleiner Teil der Erwerbungen Frankreichs. Das Elsaß war 220 Jahre lang französisch, aber vorher und seit seiner Geburtsstunde war es 1200 Jahre lang deutsch; Frankreich war aber auch schon vor der Eroberung des Elsaß ein mächtiger Staat, wie es nach dem selbstverschuldeten Verluste desselben ein mächtiger Staat geblieben ist. Frankreichs Größe beruht auf der wundervollen, in Europa einzigen Zwischenstellung zwischen Süd und Nord, auf der Vermittlung mittelländischer und atlantischer Interessen, auf der Verschmelzung der Kriegerrasse des Nordens mit der Klugheit, der Gewandtheit, dem Erwerbsinne und der Kunstfertigkeit des Südens, dies alles gegründet auf ein trefflich von der Natur ausgestattetes, nach europäischem Maßstabe ausreichendes, durch eine oft glückliche Geschichte verschöntes Landgebiet, welchem sich ein reicher Kolonialbesitz anschließt, der bis in die Gegenwart hinein noch immer wertvolle Erwerbungen verzeichnet. Dagegen ist trotz des moralischen Übergewichtes Frankreichs über Spanien und Belgien die Zeit der kriegerischen Spaziergänge zu den guten süddeutschen, österreichischen und italienischen Quartieren, die Zeit der mit Hilfe deutscher Bundesgenossen in den zersplitterten Nachbarländern gesammelten leichten Lor-

beeren für immer vorbei. Selbst französische Erfolge würden daran nichts ändern. Wie jetzt schon die spanische, muß künftig auch die deutsche und die italienische Grenze als unantastbar und endgültig dastehen. Und diese Entscheidung wird Frankreich bald treffen müssen, und zwar aus folgendem Grunde. Früher konnte Frankreich zugleich außer Europa Kolonialpolitik und in Europa Eroberungspolitik treiben. Seitdem Deutschland und Italien geeinigt sind, ist das fernerhin unmöglich. Mißerfolge in Lothringen oder in den oberitalischen Ebenen könnten ihm seine Kolonien kosten. Scharfblickende Franzosen haben dies längst erkannt. „Nur zwei Tage sind für den Franzosen von wesentlicher Bedeutung, der eine, wo wir Nordamerika verloren, der andere, da wir Nordafrika gewonnen haben." (E. Reclus.) Ähnlich äußert Lapouge: „Ganz vertieft in innere Zwiste oder persönliche Feindschaften, ließen wir uns seit einem Jahrhundert von den Angelsachsen alle Länder des Erdkreises wegnehmen, wo unsere Rasse sich hätte vermehren können... Im Jahre 2000 werden die Angelsachsen 900 Millionen zählen." Und Lavisse hat dasselbe im Auge, wenn er bemerkt: „Für Frankreich war das politische Losungswort: ‚Erniedrigung Österreichs', und während wir diesem nachgingen, nahmen uns die Engländer Amerika und Indien." Heute scheint es, rollen die Würfel über Ägypten und Afrika. Aber „Leidenschaft war von jeher gewaltiger als Vernunft, und man möchte glauben, es sei dem Menschen Bedürfnis, in großen Konjunkturen Tor zu sein". (Fallmerayer.)

Freilich möchte dieses Wort von dem Übergewicht der Leidenschaft in noch höherem Grade von Rußland gelten. Frankreich hat immerhin im Jahre 1871, nach Scheitern seines Angriffes, einen Gebietsteil verloren, wenn derselbe auch nur einen kleinen Teil der vorher dem Deutschen Reiche durch Frankreich entrissenen Provinzen ausmacht. Aber was verlor Rußland? Was ist die Ursache des russischen Grolles?

Will man die blinden Ausbrüche russischer Stimmen gegen Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich nicht geradezu als eine maskierte Art einzig wirkungsvoller innerer Opposition auffassen, vermöge deren sich die Russen endlich eine den übrigen Europäern nicht länger vorenthaltene verfassungsmäßige Freiheit zu erkämpfen hoffen, so ist eine besondere Erklärung für den russischen Unwillen die Annahme, daß man dort den österreichisch-preußischen Unfrieden und das daraus für Rußland erblühende fruchtbare Schiedsrichteramt für ein gegebenes Recht ansah. Darüber läßt sich nun nicht weiter streiten. Aber wäre diese Auffassung richtig, so würde dies auch eine Bestätigung sein für die Annahme, daß das Testament Peters des Großen eine Wirklichkeit, das Streben nach Weltherrschaft das eigentliche Ziel der russischen Politik sei.

Zu diesem Zwecke hätten dann auch die panslawistischen Führer die Lehre vom „faulen Westen" aufgestellt. Aus dem Westen ist diesen neuen Propheten bereits die Antwort erteilt werden, „man entschließe sich in Europa doch noch lieber, etwas korrupt, als barbarisch zu werden". Angenommen jedoch, es habe sich früher in Europa einige Verweichlichung gezeigt, sieht man nicht, daß die Heilung bereits in vollem Zuge? Man kann das gesteigerte Rüstungswesen aus wirtschaftlichen Gründen beklagen, aber daß mit ihm eine erhöhte Rüstigkeit, eine Stählung des jüngeren Geschlechtes eingetreten sei, bleibt unbestritten. Von Cadiz bis Nischni-Nowgorod hat jetzt jede europäische Garnison ihren Turnplatz. Wen rührt es nicht, wenn er in der Engelsburg zu Rom im Wachtzimmer die schwarze Lehrtafel der Schule wiederfindet? Nie waren männliche Übungen so verbreitet, wie jetzt, und nie wurden die edlen Aufgaben strenger Pflicht eifriger erfüllt, als jetzt. War daher eine Erneuerung des Westens, wie die Panslawisten meinten, wirklich notwendig, so nimmt ihr das ja nichts an Verdienst, daß sie, mit

Verlaub gesagt, hinter dem Rücken der Russen und jedenfalls nicht durch sie bereits eingetreten ist. Der Erneuerer kam nicht aus den östlichen Steppen, was nach bekannten Vorgängen eine herbe und kostspielige Art der Erneuerung zu sein pflegt, sondern er kam, wie das schon in der Geschichte üblich ist, aus Europas Mitte und ist darum nicht weniger ein Held, wenn er auch nicht die Sporen des politisierenden russischen Generals, sondern nur die bescheidenen Züge des deutschen Schulmeisters trägt.

Reine Verzweiflung am inneren Elend war es, wenn einst, in der Zeit nach 1848, als die deutschen Einigungsbestrebungen gescheitert waren, ein deutscher Dichter von neuen Mongolenzügen redete. Gutzkow legte dem Deutschrussen Otto v. Dystra die Worte in den Mund: „Mit dieser Welt werden bald Mongolen und Baschkiren reden müssen. Noch trinkt Asien Opium und Stutenmilch; aber bald werden wir das furchtbare Pferdegetrappel von den Steppen des Ostens hören. Bis nach Châlons kommen sie wieder diese Hunnenzüge, bis nach Châlons, wo der Champagner wächst! Da muß es sich entscheiden, ob das neue Weltalter von der Natur, der ewig wiederkehrenden, oder dem Geiste, dem endlich durchgerungenen, siegend wird bestimmt werden.“ Wie in gar nichts, so sind auch nicht einmal in ihren Drohungen die Herren Skobelew, Fadejew u. a. originell. Aus dem verworrenen Spiel des alten ungeeinten Deutschland hörten Russen einen willkommenen Ton und haben die Träume eines Dichters ernst genommen. Aber die Zeit hat sich inzwischen gar sehr verändert. Aus dem Chaos entstand eine festgefügte Schlachtordnung! Gegen neue Hunnen hat die Wissenschaft und Technik Europas das rechte Mittel gefunden. Mag sein, daß Gog und Magog wieder „Pomeranzen essen will“, aber die Herren Mauser und Mannlicher, Krupp und Skoda sind stärker als König Etzel! Die tiefere Antwort jedoch, wodurch die bei Panslawisten beliebte Parallele

mit der alten Völkerwanderung abgewiesen wird, hat schon Montesquieu gegeben, indem er sagt (17, 5): „Die Völker des europäischen Nordens haben (den Westen und Süden des Weltteils) erobert als freie Männer; die ostasiatischen Eroberer kamen nach Europa als Sklaven und haben nur als Knechte eines Despoten gesiegt. . . . . Die Turanier, welche das griechische Kaisertum bezwangen, richteten im eroberten Lande die Sklaverei und die Willkürherrschaft auf; die Germanen, die Bezwinger des römischen Kaisertums, errichteten überall die Monarchie mit verfassungsmäßiger Freiheit. . . . Der große Vorzug (la grande prérogative) der germanischen Völker vor allen anderen Völkern der Erde liegt darin, daß sie der Quellpunkt der europäischen Freiheit waren, das heißt fast aller Freiheit, die heute unter den Menschen vorhanden ist."

Werden die Russen dem Westen die Freiheit bringen? Ist ihr Sitz in Rußland? Wenn nicht die Freiheit, was dann? Welche Gaben hat überhaupt Rußland schon in das Inventar des menschlichen Geschlechtes geliefert? Welche Erfindungen? Welche Kunstwerke? Was ist aus dem vielgerühmten „Mir" geworden, in dem die Lösung der sozialen Frage liegen sollte? Was hat Graf Tolstoi aus der Selbstverwaltung Alexanders II. gemacht? Wo sprudelt die Quelle der Urkraft zur Erneuerung des „faulen Westen", gegen dessen Arbeitstüchtigkeit sich Rußland durch Zölle von achtzig Prozent des Wertes decken muß, dessen Heereseinrichtungen es bis ins kleinste befolgt, dessen Sport es pflegt, dessen Romane es verschlingt, von dessen Moden es abhängig ist? Nachahmer können ja ganz wackere Männer sein, aber auf die Lehrkanzel gehören sie nicht! Ohne Zweifel sind die Russen ein großes zukunftsreiches Volk, aber ihre Aufgabe liegt noch auf lange Zeit hinaus innerhalb der Grenzen ihres eigenen schier unermeßlichen Reiches. Vielleicht auch in Asien, jedenfalls nicht in Europa; nach Europa gewendet,

wird künftig jede Einmischung der Russen einen turanischen Stempel tragen. Je mehr Rußland sich von Europa abkehrt, je mehr es insbesondere das staatenbildende germanische Element (dessen die Franzosen, wie ihr Streben nach dem Elsaß zeigt, gar nicht genug haben können) verfolgt und verstößt, um so mehr muß der schon von Napoleon im Russen erblickte Tatar zum Vorschein kommen. Gegen Mongolenzüge aber wird sich der Westen zu verteidigen wissen.

Gleichwohl ist ein Blick aus der Vogelschau geeignet, derartige Kriegsbesorgnisse zu vermindern. Und zwar aus einem sehr einfachen Grunde. Seit dem Jahre 1500 haben Frankreich und Rußland ihr Herrschaftsgebiet von zusammen 2·7 Millionen Quadratkilometer auf den heutigen Stand von 25·4 Millionen zu vermehren gewußt. Ihre Errungenschaft in den vergangenen vierhundert Jahren beträgt zusammen 23·7 Millionen, und das ist der ungeheure Einsatz, um welchen beide Länder im Kriegsfalle spielen, während ihr möglicher Gewinn kaum in anderem als in Hoffnungen besteht. Die Mittelmächte dagegen fechten nicht für Beute, sondern für ihr Leben, ihren bedrohten Nationalbestand. Das ist der gewaltige Unterschied, der auch unseren Nachbarn nicht unbekannt ist. Das, dünkt uns, macht den neuen Ausbruch eines Krieges unwahrscheinlich.

XII.

Die in Europa bestehenden Bündnisse sind hoffentlich stark genug, den Frieden aufrecht zu erhalten, aber gewiß nicht stark genug, Europa von der Last seiner Rüstung zu befreien. Und gerade darum handelt es sich. Die unserer Zeit zunächst zugewiesene Aufgabe ist offenbar sozialer Art; dank dem Fortschritte in Wissen und Können, gehört heute eine annähernde Lösung der sozialen Frage nicht mehr zu den Unmöglichkeiten; die äußeren Mittel liegen bereit, aber der stete Unfriede in Europa verzehrt sie. Wenn trotz der

herrschenden Unsicherheit und trotz der Kriegsrüstungen gleichwohl in der Gegenwart fast in allen Ländern Europas (vielleicht mit einziger Ausnahme Rußlands) eine Besserung der Lage der arbeitenden Klassen eingetreten ist, so kann man daraus entnehmen, wie viel Gutes unter Voraussetzung eines gesicherten Friedenszustandes geschehen könnte. Hier ist also die Frage der Fragen berührt. Es ist ungerecht, die Volkswirtschaft, gegenüber der sozialen Frage, der Unmacht zu zeihen; sie hat ihre Schuldigkeit, soweit sie konnte, getan, das Weitere fällt der Politik zu, deren Aufgaben im vorliegenden Falle mit den höchsten menschlichen Zielen zusammentreffen.

Den Gedanken, durch einen Angriffskrieg der friedlich gesinnten Mächte, zu einem dauernden Frieden zu gelangen, hat der Staatsmann, dessen Signatur die jetzige Epoche noch trägt, mit Recht zurückgewiesen; er hat auch schon den zu beschreitenden Weg gezeigt und mit gleichgesinnten Staatsmännern betreten: den Weg ununterbrochener, wachsamer, selbstloser Friedensarbeit.

Neben der Tätigkeit der ausübenden Staatskunst kann aber auch die Theorie ein bescheidenes Plätzchen ansprechen. Sie wird aus der Geschichte nachzuweisen haben, wie und warum die schon im Halbinselbau des Weltteils liegende gleichberechtigte Föderation bald durch gewaltsame, über das Stammgebiet der neun Teile Europas hinübergreifende Eroberung (sogenannte „Weltherrschaft") gefährdet, bald durch völlige Trennung in einander feindselige Einzelteile ihres organischen Zusammenhanges beraubt ward; wie diese Bewegungen in Pendelschwingungen sich ablösen; wie insbesondere den Eroberungen der Römer und Hunnen die germanische Föderation des neuen Europa folgte, wie in diesem neuen Europa Kaiser und Papst als Vertreter des internationalen Einheitsgrundsatzes gedacht waren, zeitweise in friedenstiftendem Sinne wirkten und jedenfalls große Er-

oberungskriege innerhalb der christlichen Gemeinschaft verhüteten; wie dann aber das politische System des Mittelalters durch Mißbräuche zerfiel, und mit dem 15. und 16. Jahrhundert Frankreich die Führung erhielt, jedes Band unter den europäischen Ländern aufhörte, der Egoismus und die Vergrößerungssucht System ward — ein Zustand, dessen Gefahren — in Gestalt steten inneren Unfriedens und Zerfahrenheit gegen außen — erst in der Gegenwart wieder lebhafter empfunden werden. Endlich wäre zu prüfen, wo etwa die Anknüpfungspunkte zu einem neuen Bunde Gleichberechtigter gefunden werden könnten?

Ein Überblick über die hier in Betracht kommenden Verhältnisse zeigt uns, daß wir noch einen sehr, sehr weiten Weg vor uns haben.

Auf einer Verwechslung von Form und Wesen beruhen die von mancher Seite auf die Errichtung von Schiedsgerichten gesetzten Erwartungen.

Schiedsgerichte sind vortrefflich, wenn die streitenden Teile den Frieden wollen. Den Alabamastreit haben Großbritannien und die Vereinigten Staaten, den Karolinenstreit haben das Deutsche Reich und Spanien durch Schiedssprüche des Deutschen Kaisers, beziehungsweise des Papstes in anständiger, das Ehrgefühl der beteiligten Völker vollkommen schonender Art kurz und rein erledigt. Aber in beiden Fällen stand kein Lebensinteresse der vier beteiligten Staaten auf dem Spiel und, was die Hauptsache ist, lag eine wirkliche Unklarheit der Rechte vor. Nie und nimmer können aber Schiedsgerichte über klare Rechte und bestehende Verträge aufgeboten werden. Hätte Frankreich im Jahre 1870, bevor es den Angriffskrieg gegen Deutschland eröffnete, wegen der Kandidatur des Hohenzollernschen Prinzen in Spanien an ein Schiedsgericht sich gewendet, so konnte ein solches gute Dienste tun. Das setzte freilich voraus, daß Frankreich wirklich nur wegen der Kandidatur des Hohenzollern den

Krieg geplant hätte. Nach dem Kriege aber, nachdem Frankreich sich selbst Recht zu verschaffen versuchte, unterlag und die Abtretung von Elsaß-Lothringen vertragsmäßig zugestand, ist ein Schiedsspruch unmöglich, wenn nicht Schiedsgerichte in Zukunft als neuester und gefährlichster Vorwand und Grund von Kriegen sich einbürgern sollen. Schiedsgerichte werden daher nur in dem Maße nützlich sein, als die übrigen Elemente des Friedens erstarken.

Ähnlich steht es mit den zwischenstaatlichen, wirtschaftlichen Interessen. In Bezug auf Förderung des allgemeinen Friedens haben die verbesserten Verkehrsmittel der Neuzeit nicht die oft geäußerten Erwartungen erfüllt. Wohl haben die Eisenbahnen die europäische Wasserscheide, welche einst auch eine Völkerscheide war, an hundert Orten überbrückt. Wohl sind die Eisenbahnverbindungen mit den Nachbarländern immer häufiger geworden. Von den Ländern Europas besaßen 1889 das Deutsche Reich 69, Österreich-Ungarn 40, Frankreich 35 Anschlüsse an fremdstaatliche Eisenbahnen — haben sie Friedensstimmungen verbreitet? Von den 35 französischen Anschlüssen liegen 29 an der Ostgrenze und nur 4 an der spanischen Grenze, und doch ist die Ostgrenze der Sitz steter Reibungen! Und wie mit den Verkehrsmitteln, verhält es sich mit dem Handel überhaupt. Der Handel mit Waren und mit Geld ist farblos wie die Luftwelle; er hat weder nationalen noch europäischen Vaterlandssinn und hat oft gerade dann, wenn der Kriegssturm durch die Lande fährt, seine höchsten Gewinne davongetragen. Man verlange von ihm nicht mehr, als er nach seinem innersten Wesen bieten kann. Gewerbefleiß und Landwirtschaft sind enger mit dem Boden verknüpft; sie leiden im Kriege weit mehr, als der Handel, durch Einberufung der Arbeiter und Beamten, durch Verminderung des Verbrauches in den meisten Erzeugnissen oder durch unmittelbare Verluste. Aber auch Landwirtschaft und Gewerbefleiß sind noch nie einem Chauvi-

nisten in den Arm gefallen. Mühlhausen, die eigentliche Hauptstadt des Elsaß, spielte am meisten mit Revanche und Krieg. Im ganzen betrachtet bilden die wirtschaftlichen Interessen eine Hauptgrundlage der neueren Kultur, aber Bürgschaften gegen Kriege, wie man oft erwartete, sind sie nur in beschränktem Maße.

Ob einmal die internationalen Arbeiterbünde für den Frieden eintreten werden, steht dahin. Die Voraussetzung wäre, daß in jenen Vereinigungen nicht sowohl die Ansichten und Absichten der Führer, als vielmehr die wirklichen Interessen der Arbeit vertreten sind.

Kongresse, Ausstellungen, Feste, wissenschaftliche und künstlerische Genossenschaften können zwischen den Völkern manche Verstimmung und manches Vorurteil beseitigen.

Wichtig sind Eisenbahnverbände, der Weltpostverein, große, dem europäischen Gesamtnutzen dienende öffentliche Arbeiten, wie der Suezkanal. Je weitere Gebiete neutral erklärt werden, um so besser. Je genauer und umsichtiger die Bestimmungen des Völkerrechtes ausgebaut werden, um so vorteilhafter für die Völker. Sollten denn nicht die neueren Zerstörungsmittel vom Standpunkte des Völkerrechtes geprüft werden? Schon die mit einer solchen Untersuchung verbundene bloße Darlegung der im nächsten Kriege drohenden Schrecken dieser Art müßte heilsam wirken. Man erinnere sich, daß in Frankreich die Ausstellung der Gemälde Wereschagins verboten ward! Und gerade die mittleren und kleineren und am allermeisten die neutralen Staaten sollten die Anreger und Führer solcher Bestrebungen sein. Gewiß, die Neutralität legt auch Pflichten auf! Die Aufgabe der neutralen Länder ist es nicht, „Sympathien" zu haben. Jedenfalls würde ein vollkommen parteiloses und tätiges (nicht bloß abwartendes) Wirken zu Gunsten des Friedens für den Fall zukünftiger Gefahren die Bürgschaften der Neutralität erst wahrhaft kräftigen.

Wie aber steht es mit den beiden Mächten Europas, die einst, da sie international waren, ein ausgleichendes, friedenerhaltendes Amt zu üben berufen waren? Da ein mitteleuropäisches Kaiserreich seit dem durch ein hierarchisch-französisches Bündnis herbeigeführten Sturz der Hohenstaufen nicht mehr tatsächlich besteht, kann hier nur von den kirchlichen Mächten die Rede sein. Wie verhalten sich nun zur brennenden Weltfrage jene Gewalten, welche in erster Reihe den Beruf ansprechen, den Egoismus dieser unvollkommenen Erde zu bekämpfen?

Ein Blick auf das gegenwärtige Weltgetriebe gibt die Antwort. Daß so ganz abhängige Staatskirchen, wie die russisch-orthodoxe, zur Mission des Friedensstifters untauglich, ja daß sie weit mehr Förderer und Anreger als Mäßiger irdischer Gewalttat sind, das zeigt die Gegenwart. Daß aber gerade die katholische Kirche auf Mitwirkung bei jener edlen Aufgabe zeitweise verzichtet hat, gehört zu den Unbegreiflichkeiten unserer Zeit. Der Katholizismus als internationale Vereinigung über den entzweiten Völkern stehend, könnte durch mutvolles Eintreten zu Gunsten des Friedens noch einmal zu einer wirklichen geistigen Macht werden. Warum unterläßt er es? Wenn er sie nicht zur Beschwichtigung der Zwiste unter seinen Angehörigen gebraucht, wozu dient dann überhaupt jene in mancher andern Hinsicht bedenkliche internationale Stellung? Besäße die katholische Kirche noch den scharfen Blick für historische Notwendigkeiten und jene Schöpferkraft, die ihr in gewissen Perioden der europäischen Geschichte eigen war, so würde jetzt ein friedenstiftender Papst nicht mehr lange auf sich warten lassen. Wer heute für die nach Erleuchtung und Erhebung dürstende Welt das rechte Wort fände — er hätte Unvergängliches geleistet!

Wir haben wiederholt auf die Ähnlichkeit der Zustände des alten Hellas mit dem heutigen Europa hingewiesen.

Hellas nun hatte seinen Amphiktyonenbund. Ohne Rücksicht auf Stammverschiedenheit und staatliche Trennung traten die Umwohner eines Heiligtums zusammen zum Schutze des Tempels, zu gemeinschaftlicher Festfeier, zur Erhaltung des bedrohten und Wiederherstellung des gebrochenen Friedens, zur Feststellung des Völkerrechts und Bestimmung humaner Grundsätze im Kriege. Und es blieb nicht bei diesen Einzelbünden, sondern die Genossen der beiden größten Heiligtümer überwanden ihren Sondergeist und stifteten einen großen gemeinsamen Bund, welchem Dorier, Jonier, kurz alle griechischen Hauptstämme angehörten, der, indem er auch Thessalien begriff, dem Griechenvolke gegen Norden Schutz gewährte und sich nicht minder über die Kolonien erstreckte. Der Bundesrat war aus geistlichen und weltlichen Vertretern gebildet. Er trat im Jahre zweimal, im Frühjahre zu Delphi und im Herbste bei den Thermopylen, zusammen und veranstaltete und überwachte jene Festversammlungen, die unseren Gesang-, Turn- und Schützenfesten, den Wettkämpfen unserer Sportsmänner und den Kongressen der Gelehrten vergleichbar sind. Obwohl im einzelnen die Einrichtungen des Bundes nicht so bekannt sind, wie erwünscht wäre, spricht schon die lange Dauer desselben (von der Urzeit bis zur Vorherrschaft der Makedonier im vierten Jahrhundert vor Christus) für seine hohe Bedeutung. Cicero nennt ihn geradezu commune Graeciae concilium. Er hat Griechenland nicht vor dem Verfalle und dem Untergange retten können, aber lange genug hat er beide verhütet, und die Geschichte ist dazu da, daß man von ihr lerne.

Der Friedensbund des alten Griechenland ruhte, wie man sieht, ursprünglich auf religiösem Grunde.

Wenn aber dieser Faktor, wenn auch zum unermeßlichen Schaden des gesamten Europa, in der Gegenwart versagt, so bleibt kaum anderes übrig, als daß sich die weltlichen Gewalten unter sich behelfen. Und hier möchten

wir auf einen wichtigen Faktor der europäischen Gemeinschaft hinweisen, auf die deutschen Fürstengeschlechter. Jetzt, wo in Deutschland durch den gesicherten Bestand des Reiches die nationale Einheit endgültig erreicht, der lange Zwist zwischen den Dynastien und der Nation durch einen dauernden Frieden abgeschlossen ist, erscheint die Zeit gekommen, wo die Stellung dieser fürstlichen Familien richtiger gewürdigt wird. Man muß in ihnen ein wertvolles Gut für Deutschland und Europa erkennen. Die Frage, die in Italien noch ungelöst dasteht — die Verständigung zwischen der nationalen und der internationalen Seite des Papsttums — ist in Deutschland hinsichtlich der Fürstengeschlechter annähernd gelöst. Mit der Nation versöhnt, sind sie zu erhöhter internationaler Bedeutung gelangt, wodurch zugleich eine uralte europäische Einrichtung wiederhergestellt ist.

Das deutsche Fürstentum wurzelt in der Urzeit, war der Führer der Völkerwanderung und stand an der Wiege der meisten europäischen Reiche. Mit Ausnahme von vieren sind alle regierenden Häuser Europas deutschen Ursprungs, vier gegen vierzehn. Diese Häuser standen schon in internationaler Verbindung, sobald über dem Norden Europas die Sonne der Geschichte aufgeht. Schon im ersten Jahrhundert vor Christus, in der Geschichte Arioviſts, finden wir die Spuren; letzterer, der sich bekanntlich in Gallien ein Fürstentum erstritten, nahm, im Sinne der Neuzeit gesprochen, eine österreichische Prinzessin zur Frau. Theodorich, der Ostgote, hat schon eine grundsätzliche und weise Heiratspolitik. Ähnlich wie später Rudolf von Habsburg nach Aufhören des unheilvollen Zwischenreiches durch eheliche Verbindungen seiner Töchter das abhanden gekommene päpstlich-kaiserliche Band unter den mitteleuropäischen Staaten nach Möglichkeit ersetzte, so versuchte Theodorich der Große den neuen Rechtszustand Europas nach der Völkerwanderung durch fürstliche Familienbande zu befestigen. Und wie so

manche Einrichtung unseres Volkes später, wenn ihr Sinn entflohen ist, uns unberechtigt erscheint, aber einst wohlbegründet war: so entsprang das Erfordernis standesgemäßer Ehen sicher nicht bloß aus Stolz, sondern aus Erkenntnis von der Wichtigkeit internationaler Verknüpfungen. Obwohl in Oberitalien noch vornehme und reiche Römerfamilien lebten, hat doch von allen Königen der Langobarden nur ein einziger eine nichtdeutsche Frau geheiratet: alle anderen nahmen Frauen aus den großen Häusern der Goten, Thüringer, Franken, Heruler, Gepiden, Bayern und Angelsachsen. In neuester Zeit sind Fürsten aus deutschen Geschlechtern bis in fremde Weltteile gerufen worden, und daß ihre Rolle noch keineswegs ausgespielt ist, beweisen die Verhältnisse in Rumänien, Bulgarien und Griechenland. Ein so freigesinnter Mann, wie Fallmerayer, welchem die bloß äußerliche Autorität wahrlich wenig imponierte, spricht in dieser Hinsicht die gerade für die jüngste Gegenwart sehr bezeichnenden Worte: „Selbst den gewaltigsten Potentaten Europas fehlt in der öffentlichen Meinung und selbst in ihrer eigenen Vorstellung gleichsam die letzte Weihe und die volle Beglaubigung, souveräne Gewalt zu üben und ihren Untertanen Achtung zu gebieten, wenn sie nicht mit deutschen Fürstenhäusern verschwägert sind. Es ist in den Augen der Völker Europas, wenn sie gern und freudig gehorchen sollen, gleichsam nicht genug, daß man angestammte Rechte, große Kriegsheere und klugen Rat besitze, es muß auch deutsches Blut im Palaste sein. Die alte Ehrfurcht vor dem legitimen Erben der Cäsaren — dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation — ist in Europa nicht auszutilgen; sie hat in unseren Dynastengeschlechtern alle Stürme der letzten Jahrhunderte überlebt. Es ist, als ruhe das unauslöschliche Merkmal der σεμνότης auf den hochgeborenen Kindern des deutschen Urwaldes, und als seien sie gleichsam der Kollektivbegriff des abendländischen Kalifats!“ Der freie bürgerliche Mann steht

ohne Zweifel in seinem Kreise so fest da, wie der deutsche Fürst in dem seinigen, aber darum ist ersterer doch nicht unempfindlich für die Würde und weitreichende Bedeutung eines achthundertjährigen Stammes, der, aus der Urzeit emporsteigend, sein Gezweige über wichtige Teile der deutschen und europäischen Geschichte wölbt. Mingrelische „Fürsten" kommen dagegen nicht auf — flüchtiges Buschwerk neben der Eiche! Verbindet sich mit dem Glanz ererbten Namens jener Ehrbegriff, jener Familiensinn, jene wunderbare Fähigkeit, sich in die Interessen und selbst die Gedanken seiner Schutzbefohlenen hineinzuleben — Eigenschaften, die man nirgends in höherer Ausbildung findet, als bei den germanischen Fürstenhäusern — so erwachsen daraus Persönlichkeiten, deren die künftige Welt noch um so mehr bedürfen wird, je sicherer der berechtigte Inhalt der nordamerikanischen und ersten französischen Revolution bei den europäischen Völkern eingebürgert bleibt, je wirkungsloser dann das hohle Phrasenwerk der späteren Periode der französischen Revolution verklingt. In den verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen der germanischen Fürstengeschlechter liegt daher ein stilles Band, welches, keinem zum Trotz und jedem zu Nutz, manche Mißverständnisse lösen, manche Zwietracht mindern und in dem monarchischen Europa jene edle Rolle wieder aufnehmen kann, welche leider die einst vorzugsweise zu diesem Zwecke berufenen kirchlichen Gewalten zeitweise weniger zu üben verstanden!

Überblickt man jedoch alle diese im früheren verzeichneten Elemente der Einigung, so sind sie leider im heutigen Stande ihrer Entwicklung noch nicht stark genug für Erfüllung ihrer großen, unendlich wichtigen Aufgaben.

Um der Gegenwart nach Möglichkeit dennoch den Frieden zu bewahren, ist daher der Bund der europäischen Mittelmächte entstanden.

Den tieferen Grund dieser Vereinigung hat Ludwig III.

von Bayern auf das zutreffendste bezeichnet. Es ist nämlich keineswegs ein Zufall, daß der Dreibund wieder gerade jene Länder begriff, welche einst, das alte römische Reich deutscher Nation bildend, gemeinsam mit dem Papst in der Lehre allerwege, in der Wirklichkeit doch Jahrhunderte hindurch, das schützende und mäßigende Element in Europa waren. In der Mitte des Weltteils gelegen, waren diese Länder ein Europa im kleinen, indem sie in scharfer Ausprägung die drei Hauptabteilungen des Weltteils vertraten: die atlantische (Deutschland), die östliche (Österreich-Ungarn), die mittelländische (Italien). Selbst als jüngst Italien infolge seiner reichen Küstenentwicklung allzu stark unter dem Einflusse von Gibraltar und Biserta stehend und gegenüber Pressionen der englisch-französischen Seeherrschaft machtlos, vom Dreibunde abschwenkte, dagegen die beiden mitteleuropäischen Kaiserstaaten ihre Heere mit jenen Bulgariens und der Türkei vereinigten, hat sich nicht die ethische Aufgabe des modernen Friedensbundes geändert, sondern nur dessen geographische Achse. Anstatt den europäischen Kontinent und das Mittelmeerbecken in rein nordsüdlicher Richtung zu durchschneiden und mit der Südspitze der Stätte der alten Handelskönigin Karthago zuzustreben, durchquert der neue Friedensbund Europa in nordwestsüdöstlicher Linie und reicht, ohne das Mittelmeer zu vernachlässigen, von Helgoland bis zum Persischen Golf und zum Indischen Ozean, gleichzeitig das Schwarze und Rote Meer in seinen Aktionsradius aufnehmend und aus der Enge des durch Gibraltar und den Suezkanal hermetisch verschlossenen Mittelmeeres einen freien Ausblick in Weltmeere und die Annäherung an Deutschlands afrikanische Kolonien suchend. Gelingt es, dieses Bündnis zu einem dauernden zu gestalten, so ist für den europäischen Kontinent, selbst wenn wieder Albion die Waffen gegen ihn erhebt, der Bezug von unentbehrlichen Rohmaterialien des schwarzen Erdteils: Baumwolle, Gummi, Kakao,

Kaffee u. a. m., gesichert, wie auch ein Ausfallstor nach dem ostasiatischen Großhandel aufgetan. Und unterwegs zur südöstlichen Pforte des Bundes liegen die reichen Getreidefelder, die unerschöpfliche Viehzucht und die der Erschließung harrenden Metallschätze von Balkan und Türkei, gleich wertvoll zu Werken des Friedens und des Krieges. Dann ist die Gefahr der leiblichen und gewerblichen Aushungerung auf immer von uns genommen, und leichten Herzens werden Hamburg, Bremen und Triest auf die mit Konnivenz der nordamerikanischen Union unschwer durch England zu sperrende atlantische Welthandelsstraße verzichten können. Keine der drei, schon durch die geographische Lage vorgezeichneten Aufgaben des Weltteils, keiner seiner großen politischen und handelspolitischen Interessenkreise ist daher im neuen Bunde unvertreten, und wenn er die innere Reibungsgefahr auf unwesentliche Bruchteile vermindert, so werden dadurch zugleich den mittleren und kleineren Staaten starke Bürgschaften gegen einseitige Lösungen europäischer Fragen gegeben, da jede der vier Mächte, bevor sie hervortritt, schon mit den Bundesgenossen kompromittiert haben muß. Und ebenso wie mit den Interessen steht es mit den Rassen. Im neuen Friedensbunde begegnen sich die Stammländer des germanischen und romanischen Stammes mit den in die abendländische Gemeinschaft eingetretenen Slawen und Turaniern. Diese Völker wohnen so vielfach gemischt und überall bestehen solche Übergangsländer, daß eine von einseitig nationalen Gesichtspunkten geleitete europäische Politik des Bundes ausgeschlossen erscheint. Das bedingt auch schon der Beitritt Österreich-Ungarns, dessen innerster Kern noch immer der Wahlspruch des alten römischen Reiches deutscher Nation bildet, „auf daß ein jeder bei seinen alten Rechten verbleibe und erhalten werde". Und gerade diese konservativen Grundlagen des Bundes sind es, welche, so scheint es, weitere Beitritte wahrscheinlich machen, weil diese Ver-

einigung niemanden bedroht, vielmehr allen friedlich gesinnten Völkern und insbesondere den mittleren und kleineren Staatswesen willkommen sein muß.

In solcher Weise aufgefaßt, treffen die Aufgaben des Bundes genau zusammen mit den Zielen der äußeren Politik des neuen Deutschen Reiches, welche ein hervorragender Gelehrter dahin bestimmt hat: „Erstens einen Schutzwall zu bilden gegen alle eroberungssüchtigen Absichten, die seine und anderer Völker nationale oder geistige Freiheit bedrohen. Zweitens über den Weltfrieden zu wachen und ihn zu vermitteln, wo er bedroht erscheint. Drittens durch sein moralisches Gewicht Recht und Gerechtigkeit überall zu stärken. Viertens durch sein kosmopolitisches Wissen und universelles Verständnis den Völkern zu nützen in der Erkenntnis und Förderung ihrer großen nationalen Aufgaben, dem europäischen Organismus aber eine möglichst freie und gedeihliche Aufgabe zu sichern." (v. Löher.)

Immer aber waren es auswärtige Gefahren, welche das Zusammentreten kleinerer Gemeinwesen zu größeren Verbänden veranlaßt haben. Unserm Weltteile wird es nicht anders ergehen. Und die feindseligen Gestirne braucht man nicht erst zu suchen, sie zeigen sich schon am Horizont.

Jenseits des Weltmeeres erhebt sich die älteste Tochter Europas zu einem Angriffe auf europäische Handelsinteressen. Der seitens der Vereinigten Staaten geplanten Errichtung eines gesamtamerikanischen Zollbundes soll die Zurückdrängung des europäischen Handels aus Süd- und Mittelamerika und als letztes Ergebnis die Entstehung eines über Gesamtamerika sich erstreckenden nordamerikanischen Reiches folgen.

Mag dieses Ziel auch noch entfernt sein, so ist im Keim der Plan vorhanden, durch dessen Erfüllung nicht nur der Handel Europas, sondern auch dessen amerikanische Besitzungen gefährdet würden — also in ersterer Hinsicht alle europäischen Länder, in letzterer aber Großbritannien wegen

Kanad, Jamaika usw., und mehr oder minder auch Frankreich, die Niederlande und Dänemark.

Während diese Gefahr sich im fernen Westen zeigt, ist im Osten Rußland mit noch weit näher liegenden und drohenderen Plänen beschäftigt. Mehr und mehr und Zug um Zug sehen wir dieses schon so weit ausgedehnte Reich nicht nur in Bekenntnis, Handel und Gewerbe, sondern auch in der Politik und in den Beziehungen der Herrscherhäuser sich streng von Europa abwenden. Rußland, so ruft man uns von dort zu, sei „eine Welt für sich". Mag es diese doch sein! Aber warum läßt es sich dann nicht genügen an dieser Welt? Warum greift es nach zwei anderen Welten, indem es einerseits durch asiatische Eroberungen uns von den asiatischen Rohstoffmagazinen und Schatzkammern abzuschneiden droht, während es andrerseits seine unersättliche Hand nach der Balkanhalbinsel mit Byzanz goldenem Throne ausstreckt!

Täuschen wir uns doch darüber nicht — erreichen Rußland und die Vereinigten Staaten diese Ziele, so erfolgt eine Art Einmauerung und Aussaugung Europas, so bedeutet dies eine Verlegung des Schwerpunktes des Welthandels und der Weltgewerbe nach den Vereinigten Staaten und Rußland, eine Enteignung der arbeitenden Klassen Europas zu Gunsten derer der beiden genannten Kolosse.

Das wäre gleichbedeutend mit dem Eintritt einer neuen Eisperiode für unseren Weltteil!

Werden sich die europäischen Länder, in blinde Zwietracht versunken, dies bieten lassen? Wir glauben es nicht, und so kann es sich ereignen, daß in demselben Zeitpunkt, wo Europa am meisten bedroht sein wird, das lang vermißte „Europa", das ist eine in irgend welcher Form erfolgende, auf Billigkeit und Gerechtigkeit beruhende Verständigung und Vereinigung der europäischen Staaten gefunden wird.

Buchdruckerei der Manzschen
k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-
Buchhandlung in Wien.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

D
359
P4
1916

Peez, Alexander von
Europa aus der Vogelschau